1,70 DM / Band 430
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Vampir-Geschwister

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Vampir-Geschwister

John Sinclair Nr. 430

von Jason Dark

erschienen am 30.09.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Vampir-Geschwister

Schon seit urlanger Zeit moderten sie in den alten Särgen dahin.

Sie hatten die Jagd überstanden, das geweihte Wasser, die Kirche und die Kreuze.

Ihnen war die Flucht aus dem brennenden Schloß gelungen.

Damals, in der Nacht ohne Gnade, als sich die Menschen aufrafften, um unter der Führung eines mächtigen jungen Kämpfers die Brut zu töten. Auch den Namen des Kämpfers hatten sie nicht vergessen. Es war Richard Löwenherz.

Und fast 800 Jahre später sollten sie wieder an ihn und seine Taten erinnert werden…

Es War eine der Nächte gewesen, wo die Natur den Menschen beweisen wollte, daß sie doch stärker war. Ein Orkan umtoste die Burgen, ließ die Fahnen knattern und riß Wimpel von den Stangen.

Menschen und Tiere verkrochen sich, um auf das Ende des Sturms zu warten. Sie kannten dieses Wetter. Im Herbst und im Frühjahr brach es herein. Da wurde es tagsüber nicht richtig hell, und wer etwas sehen wollte, mußte Laternen anzünden.

Diese Nacht war geschaffen, um Böses zu tun. Das hatten auch die beiden Geschwister vor.

Im Schutz der Dunkelheit verließen sie die Burg, hielten sich im Wald versteckt, wo sie einen räudigen Hund rissen und sich sein warmes Blut teilten.

Sie schauten sich dabei an, in ihren Augen leuchtete die Gier, und das Blut des Tieres floß ihnen über das Kinn, erreichte die Hälse und versickerte in der Kleidung.

Aber Tierblut war nicht das Richtige. Menschenblut wollten sie. Sie konnten zwar den Lebenssaft der Tiere trinken, nur erlaubte er ihnen ein Vegetieren, kein richtiges Leben.

Aber das wollten sie haben.

Und deshalb mußten wieder Menschen daran glauben!

Doch die Menschen waren schlau gewesen. Sie hatten inzwischen erfahren, was die beiden Geschwister wollten und wer sie waren. Sie gingen ihnen aus dem Weg, und wenn eine Begegnung einmal in der Dunkelheit stattfand, wurden die Kreuze hervorgeholt und den beiden Vampiren vor die Gesichter gehalten.

In ihre Burg traute sich sowieso niemand mehr. Wer dort lebte, gehörte entweder zu ihnen oder war so alt, daß sein Blut nicht mehr schmeckte.

Sie träumten von frischem Lebenssaft.

Der Earl of Luna, wie er sich nannte, schaute seine Schwester Margot an Sie hockte vor ihm auf der kleinen Waldlichtung und leckte sich die letzten roten Tropfen vom Kinn.

Margot war in der letzten Zeit blaß geworden. Man sah ihr die Qualen an, unter denen sie litt, und so etwas mochte ihr Bruder überhaupt nicht.

Er hing sehr an seiner Schwester, wollte sie nicht leiden sehen. Aber er mußte immer in das verhärmt aussehende, blasse Gesicht schauen, in dem die Augen tief in den Höhlen lagen und so wirkten, als würden sie jeden Tag tiefer hineinwachsen.

»Es ist bald nicht mehr möglich, daß wir so weiterleben«, sagte sie leise.

»Die Leute wissen zuviel. Hast du die Feuer gesehen, die sie bei Anbruch der Dunkelheit angezündet haben, Bruder?«

Der ebenfalls hagere und gebeugt dasitzende Mann nickte ein

paarmal.
»Sie galten uns, Bruder!«
»Meinst du?«
»Ja, ich weiß es. In dieser Nacht werden die Dörfler Jagd auf uns machen.«
»Können sie uns finden?«
»Ich weiß es nicht, aber ich möchte den Wald nicht verlassen. Laß uns trotzdem gehen.«
Der Earl of Luna sah seiner Schwester zu, wie sie sich erhob. Margot trug ein Kleid aus bleichem Tuch, das schon wie ein Leichenhemd wirkte.
»Du sollst doch nicht gehen.«
Margot lächelte mit blutverschmierten Lippen. »Den Wald verlasse ich nicht. Ich will auf den Hügel. Von dort kann ich sehen, wie unsere Burg gestürmt wird.«
»Ist es so schlimm?«
»Ja, sie haben sich einen jungen Anführer geholt. Er wird irgendwann heranreifen und einer der ganz Großen werden. Schon heute bezeichnen sie ihn als den Mann mit dem Löwenherzen, und er wird im Zeichen des Kreuzes und des Löwenbanners kämpfen. Ich weiß das, ich habe ihn auch schon gesehen.«
»Wo?«
Margot hob die Schultern. An ihren langen Vampirzähnen klebte noch Blut. »In einem der Dörfer machte er Rast. Ich sah ihn durch das Fenster einer Schänke. Er trank Wein und aß Schinken dazu. Ich spürte sofort, daß er etwas Besonderes war.«
Auch der Earl stand auf. »Wir können ihn im Schlaf überraschen.«
Margot lachte und knickte einen Zweig ab. »So wie diesem Zweig würde es auch uns ergehen.«
»Dann laß uns nachschauen.«
»Sie sind bestimmt schon unterwegs«, sagte Margot, als sie abdrehte und nach dem schmalen Pfad suchte, der sie in das Dickicht führte. Der Weg war fast zugewachsen. Die Frau schaffte sich mit wilden Handbewegungen freie Bahn und schimpfte über das Gelände.
Ihr Bruder dachte anders. »Laß es, Margot, es wird uns Schutz und Sicherheit geben.«
»Hoffentlich.«
Der Wald bestand aus unzähligen Armen, die nach ihnen griffen und sie festhalten wollten. Manchmal schlugen Äste vor ihre Körper. Oft genug mußten sie sich unter ihnen hinwegducken.
Margot ging schnell. Sie war überzeugt davon, daß diese Nacht ein Inferno bringen würde.
Oft genug hatte der hinter ihr gehende Bruder Schwierigkeiten, mitzuhalten. Erst als die Vampirin auf einer kleinen Hügelkuppe im

Wald stehenblieb, holte er sie ein.

»Hier willst du warten?«

»Ja.«

Er fuhr herum, weil er ein Rascheln gehört hatte. Rotwild war aus einem Dickicht gelaufen und rannte in panischer Flucht davon. Die Rehe spürten sehr deutlich, daß sich etwas Fremdes, Unheimliches in ihrer unmittelbaren Nähe aufhielt, und flohen deshalb.

Die Geschwister aber blieben. Und sie schauten dorthin, wo sich der dunkle Wald allmählich senkte und die lange Hügelkuppe auslief.

Jenseits davon lag das Land flach wie ein Brett. Diese Ebene zog sich noch weit hin. Erst bei Tageslicht würde man ferne Berge wie graue Schatten sehen können, aber dann lagen die beiden Blutsauger längst in ihren Särgen und »schliefen«.

Normalerweise lag die Ebene in völliger Dunkelheit vor ihnen. Nicht in dieser Nacht. Sehr wohl erkannten sie die zahlreichen Feuer, die einen großen Kreis bildeten, der sich rund um ihren Wohnsitz verteilt hatte. Sie hatten sich bereits so weit der Burg genähert, daß der Widerschein der Flammen über die steinigen Mauern zuckte und sie mit einem tanzenden Schattenspiel verzierte.

Manchmal, wenn der Wind wieder auffrischte, trug er die Schreie und Rufe der Versammelten zu ihnen hoch. Sie standen da und schauten zu, wie sich der Feuerkreis unmerklich zusammenzog. Die Burg war das Ziel. Sie würden durch das große Tor in den Innenhof schreiten und dort alles besetzen.

Kein Baum blieb vor ihnen sicher. Noch war es nicht soweit. Trotzdem nutzten die in der Burg Zurückgebliebenen die Chance nicht, um zu fliehen.

Worauf wollten sie sich noch verlassen?

Die Geschwister blieben und beobachteten wie die Burg gestürmt wurde.

Plötzlich loderten im Innenhof die Flammen so hoch wie die Mauern. Da war ein gewaltiges Feuer entfacht worden. In seinem Widerschein hoben sich die Gestalten der Reiter deutlich ab, und die Beobachter sahen auch den Mann, der an der Spitze der Horde ritt: Richard Löwenherz, der Mann mit dem Schwert und dem Kreuz, der schon in jungen Jahren als großer Kämpfer verehrt wurde. Auf ihm ruhten die Hoffnungen der Menschen.

Er blieb außerhalb der Mauern. Die Leute aus der Umgebung aber stürmten das Schloß. Sie schrien, brüllten, schafften sich Luft. Waren mit Äxten, Lanzen und Schlegeln bewaffnet, um den Blutsaugern den Garaus zu machen. In jeden Raum würden sie eindringen und auch in die unterirdischen Grabkammern, wo sie tagsüber schliefen.

Der Earl und seine Schwester warteten ab. Sie redeten nicht mehr miteinander, hatten ihre Lippen zurückgezogen und ließen sich den

Wind um ihre spitzen Vampirzähne wehen.

Diese Nacht würde das Ende ihrer Familie einläuten, aber nicht ihr Ende.

Dazu waren sie zu schlau gewesen.

Das gewaltige Gebrüll schallte von der Burg zu ihnen herüber und ließ sie aufhorchen.

Die Menschen hatten einen ersten Erfolg errungen. Sie trieben zwei alte Frauen vor sich her, die sie mit Peitschenhieben traktierten. Beides waren keine Blutsauger, sie hatten in der Schloßküche gearbeitet.

In ihrem blinden Haß schlug die Menge alles nieder, bis Richard Löwenherz die Leute auseinandertrieb, denn er hatte gesehen, daß es sich bei den Frauen nicht um Vampire handelte.

Die Frauen lagen regungslos am Boden. Sie wurden aufgehoben und weggeschafft. Ob sie noch lebten, war aus der großen Entfernung nicht zu erkennen.

Die Meute suchte weiter - und hatte Erfolg.

Wahrscheinlich waren sie bis in die Keller vorgedrungen, wo die Steinsärge standen, und hatten die restlichen Familienmitglieder hervorgezerrt.

Es waren drei.

Zwei Männer und eine Frau. Auch Geschwister, die sich vom Blut anderer ernährten.

Wie räudige Hunde trieb man sie voran. Auch bei ihnen wurden Peitschen benutzt, doch als Blutsauger verspürt man keine Schmerzen, bis die Wucht der Schläge die drei zu Boden trieb, wo sie liegen blieben, denn die Männer bildeten einen Kreis um sie und hielten ihnen die großen Holzkreuze entgegen.

»Das hat er ihnen gesagt!« flüsterte Margot.

»Was?«

»Das mit den Kreuzen. Sie sollen die großen nehmen, damit diese auch gesehen werden. Sie haben schon lange Jagd gemacht, ich wußte es, doch unsere Brüder wollten nicht auf mich hören. Nein, sie hörten nicht, sie fühlten sich stark.«

Der Earl of Luna sprach von etwas anderem. »Willst du noch länger hierbleiben?«

»Warum nicht?«

»Ich kann es nicht mit ansehen, wie man unsere Brüder und Schwestern tötet.«

Da lachte die Blutsaugerin. »Bruder, du solltest aber hinschauen, und sieh genau hin. Präge es dir ein, es ist eine Warnung. Wir müssen zusammenhalten. Ich will nicht, daß sie auch uns töten. Am Tage sind wir schwach, in der Nacht erst blühen wir auf. Ich habe einen Schwur geleistet.«

»Sage ihn mir.«

»Ich will überleben. Ich will ihnen beweisen, daß ich stärker bin als sie…«

»Und ich?«

»Du wirst gut daran tun, wenn du dich an meiner Seite hältst. Ich sagte dir schon, es waren Vorzeichen, die man genau erkennen konnte. Als Richard Löwenherz mit dem Kreuz kam, wußte ich Bescheid. Da habe ich bereits Vorsorge getroffen.«

»Was hast du getan?«

»Ich war im Wald. Im Schutz der Natur werden auch wir überleben können, glaub es mir.«

»Dann vertraue ich dir, Schwester.«

Der Earl of Luna hielt sich zurück, denn er hatte bemerkt, daß seine Schwester nicht mehr weitersprechen wollte.

Zudem gab es genug zu beobachten.

Wagen rollten heran. Sie wurden von starken Pferden gezogen, waren sehr groß und auch beladen. Auf den Flächen lagen dicke Baumstämme sowie Reisig.

Die beiden Zuschauer konnten es deshalb erkennen, weil die Männer mit den großen Fackeln den fahrenden Wagen begleiteten. Als die Wagen anhielten, wurden sie durch lautes Geschrei begrüßt.

Dann gingen die Leute an die Arbeit. Im Eiltempo luden sie den Wagen leer. Sie wirkten eingespielt.

Die Blutsauger hielten sie am Boden. Fünf Männer hatten einen Kreis um die Blutsauger gebildet. Fünf Kreuze schwebten über den Blutsaugern, die durch das flackernde Licht zuckende Schatten auf die drei Verurteilten huschten.

Margot ballte die Hände, als sie daran dachte, wie sehr ihre Verwandten litten. Schon die Nähe eines Kreuzes bereitete ihnen körperliche Schmerzen. Vielleicht schrien sie auch, aber die Entfernung war zu groß, um ihre Schreie zu hören.

Ein gewaltiges Holzkreuz wurde aufgerichtet. Es war auf der Wagenplattform befestigt worden. Ein Gestänge aus dicken Holzbalken stützte es in der unteren Hälfte ab. Der auf dem Rücken seines Pferdes sitzende Richard Löwenherz gab dazu die entsprechenden Befehle.

Einmal drehte er sein Tier um die Hand und schaute zum Wald hin.

Margot zuckte zusammen. Obwohl Löwenherz sie nicht sehen konnte, hatte sie den Eindruck, seinen Blick auf ihrer Haut zu spüren. Sie schüttelte sich, öffnete den Mund noch weiter. In der Kehle veränderte sich ihre stumme Wut zu einem fauchenden Schrei, der ebenfalls irgendwo vor ihr versickerte.

»Du haßt ihn, nicht wahr?« fragte der Earl.

»Ja!« erwiderte sie voller Inbrunst. »Ihn und sein verfluchtes Kreuz,

das so mächtig ist.«
»Woher hat er es?«
»Das weiß niemand…« Mehr sagte sie nicht.
Richard wartete ab und blickte dorthin, wo das Holzkreuz jetzt in den Himmel ragte. Nicht weit entfernt brannte eines der großen Feuer. Vor den tanzenden Flammen zeichnete sich der Schatten des Kreuzes scharf ab.
Die Männer hatten noch zu tun. Vor und um das große Kreuz legten sie den Wirrwarr aus harten, aber gut brennbaren Zweigen.
»Weißt du jetzt Bescheid?« fragte Margot.
Ihr Bruder nickte.
»Und das alles hat dieser verfluchte Richard Löwenherz zu verantworten. Wie ich ihn hasse!«
»Willst du zuschauen, Schwester?«
»Ja, das habe ich dir doch gesagt. Ich muß sehen, wie sie wüten, damit mein Haß wächst und ich irgendwann einmal - vielleicht auch in ferner Zeit - Rache nehmen kann. Löwenherz soll so etwas nicht umsonst getan haben, das schwöre ich.«
Sie hatte die Worte voller Haß ausgestoßen. Der Earl wußte, wozu seine Schwester fähig war. In der letzten Zeit allerdings hatte sie ihre Macht überschätzt und es übertrieben. Da war man ihr eben auf die Spur gekommen.
Gerade noch hatten sie fliehen können. Nur ihre Verwandten wollten auf ihre Warnungen nicht hören.
Jetzt mußten sie bezahlen!
Das Kreuz stand. Das Reisig lag ebenfalls davor, fehlten nur noch die wichtigsten Personen.
Und sie wurden geholt.
Es war für die Menge ein Vergnügen, sich die drei Blutsauger zu schnappen.
Dabei blieben die Leute immer in der Deckung der geweihten Kreuze.
Die Blutsauger wehrten sich nicht einmal, weil sie durch die Nähe der Kreuze stark geschwächt waren, Schließlich konnten sie sich nicht mehr auf den Beinen halten.
Margot erstickte fast an ihrer Wut. »Sie haben es geschafft. Sie haben es wieder geschafft, diese Hunde!«
»Wieso?«
»Schau doch hin. Die Armen sind mehr tot als lebendig, und sie werden Schmerzen erleiden, wenn sich dieses verfluchte reine Feuer in sie hineinfrißt!«
Schreie, die sich zu einem einzigen Jubelruf vereinigten, brandeten ihnen entgegen, als die drei Blutsauger auf den flachen Wagen geschleudert wurden und zwischen das brennbare Material fielen.
Richard Löwenherz hatte das Kommando übernommen. Seinen

Handbewegungen gehorchten die Männer und bestiegen das Gefährt. Einer hielt eine Fackel. Er schwenkte sie triumphierend hin und her, und das Licht zeichnete über seinem Kopf eine gelbrote Bahn in die Dunkelheit.

Die drei Verwandten der Zuschauer hatten sich hingekniet und wurden jetzt hochgerissen. Auf eigenen Füßen konnten sie nicht mehr stehen, dazu waren sie einfach zu schwach. Auch als sie an einer Schulter gehalten wurden, hatten sie Mühe, nicht zu fallen.

Man schleuderte sie auf das Kreuz zu. Sie prallten gegen den dicken Stamm, schon die Berührung peinigte sie, und ihre Schreie gellten über das Land.

Die Häscher kannten keine Rücksicht. Sie hatten Stricke besorgt und fesselten die Vampire am Stamm des Kreuzes.

Der Mann mit der Fackel stand bereit, um das Reisig anzuzünden. Er wartete noch auf ein Zeichen von Richard Löwenherz, der dicht an den Wagen heranritt.

Sein Blick war dabei auf die gefesselten Blutsauger gerichtet, als er eine Rede hielt.

Mit lauter Stimme redete der Kämpfer, aber seine Worte wurden von den Geschwistern nicht verstanden. Sie vernahmen nur hin und wieder das zustimmende Schreien der anderen.

Und sie sahen auch die Kreuzzeichen, mit denen sich die Menschen selbst segneten.

»Auch ihr werdet daran glauben müssen!« flüsterte Margot. »Das verspreche ich…«

Noch konnte sie nichts tun, nur zuschauen.

Ihr Bruder wandte sich ab, als er sah, wie der Mann mit der Fackel dicht an den Reisighaufen trat, die Fackel senkte und die Flamme gegen das trockene Holz hielt.

Daß Margot ein Knistern zu hören glaubte, war wohl reine Einbildung, weil die Funken wie kleine, rote Sterne in die Höhe flogen und sich in der Dunkelheit verteilten.

Die Flammen bestanden aus einer nahezu wilden Gier. Sie fauchten plötzlich in die Höhe, das trockene Reisig wurde ein leichter Raub für die Flammen. Sie fraßen sich gedankenschnell weiter und erreichten sehr bald die an den Pfahl gefesselten Blutsauger.

Und die schrien.

Diesmal war es keine Täuschung. Die Schreie der Vampire erreichten tatsächlich die beiden Geschwister, und nur Margot schaute zu, wie sich die rotgelbe, zuckende Flammenwand vor den Blutsaugern aufbaute und gierig über sie herfiel.

Irgendwann brachen ihre Schreie ab. Die verkohlten Leichen kippten in den glühenden Reisighaufen, so daß gewaltige Funkenwolken in die Höhe stoben.

Die Menge schaute zu, war aber vor der Hitze des Feuers und dem Funkenflug ein paar Schritte nach hinten gewichen.

In den Augen der Männer spiegelten sich die tanzenden Flammen, auf den Gesichtern zeichnete sich das Schattenspiel ab, aber beides konnte nicht den Ausdruck der Genugtuung verbergen, der sie allesamt erfaßt hatte.

Es war ihnen gelungen, einen Großteil der Brut zu vernichten, und das unter der Führung eines jungen Kämpfers, der das Kreuz auf seine Fahne geschrieben hatte.

Er saß hochaufgerichtet im Sattel. Seine Hände streichelten den Pferdehals, die Lippen lagen aufeinander, die Augen waren zu Schlitzen verengt.

Das sahen auch die Zuschauer auf der Kuppe. Der Earl of Luna, wie er sich nannte, hatte sich wieder aufgerichtet. »Sie sind verbrannt, nicht?« fragte er seine Schwester.

»Ja, zu Asche!«

Der Earl nickte. »Asche!« flüsterte er. »Ich höre nur noch Asche. Ich hasse es…«

Dann drehte er sich um und ging. Auch seine Schwester sah nicht mehr länger zu.

Allmählich verloschen in der Ebene die Flammen. Wahrscheinlich würde die Menge noch das Schloß zerstören, es war den beiden egal. Das Feuer auf dem Wagen brannte zwar herab, aber die Flammen im Innern der beiden Blutsauger wurden ständig stärker, denn sie waren etwas Besonderes. Sie waren unsichtbar, und man nannte sie auch das Feuer der Rache!

Niemand sah, wie sie in die schützende Finsternis des Waldes eintauchten und verschwanden… für eine lange, lange Zeit…

***

Der bullige Taxifahrer nannte die Summe, die ich zu zahlen hatte, und erhielt sein Geld.

»Schönen Tag noch!« wünschte er mit kratzig klingender Stimme. Der Mann war erkältet, kein Wunder bei dem ewigen Regenwetter.

»Danke, gleichfalls.«

Ich hämmerte den Wagenschlag zu und stellte den Kragen des Burberry hoch, um mich ein wenig vor den peitschenden Regenböen zu schützen.

Ich schritt auf das kleine Tor des Vorgartens zu, öffnete es und ging über den schmalen Plattenweg in Richtung Haustür.

Ich war angemeldet, denn ich mußte einmal wieder mit meiner alten Freundin reden.

Im Schein der Hauslampe sah ich die Regenschleier schräg aus dem Himmel jagen, als wollten sie ganz London mit einem nassen Tuch

bedecken.

Ich schellte.

Das Taxi war inzwischen wieder abgefahren. Andere Wagen rollten vorbei und durch die Pfützen, so daß die Reifen das Wasser fontänenartig in die Höhe und bis auf die Gehsteige schleuderten.

Es war ein Hundewetter! Ich war froh, als die Tür geöffnet wurde und mir die Wärme aus dem Haus entgegenschlug. Gleichzeitig hörte ich auch die Stimme.

»Komm rein, mein Junge!«

So sprach eigentlich nur eine, Sarah Goldwyn. Hätte sie etwas anderes als mein Junge gesagt, ich wäre mir sehr komisch vorgekommen. Wie es sich gehörte, putzte ich auf der Matte meine Schuhe ab, trat erst dann in die Diele und schloß die Tür.

Sarah Goldwyn hielt bereits einen Bügel in der Hand. Auf den ich meinen Mantel hängte.

»Du siehst nicht gut aus, John.«

»Ich weiß.«

»Sind die Sorgen so groß?«

Ja, sie waren groß und in der letzten Stunde noch mehr gewachsen.

Meinem Gegner, Vincent van Akkeren, war es tatsächlich gelungen, Jane Collins unter Sukos und meinen Augen zu entführen. Damit hatten wir nicht gerechnet.

»Du sagst nichts?«

Ich lächelte. »Weißt du, Sarah, du hast recht.«

»Klar, mein Junge.« Sie nickte. »Und jetzt willst du dich bei der alten Sarah Goldwyn ausweinen.«

»So ähnlich.«

»Dann komm mal ins Zimmer. Es ist alles bereit. Ich habe den Tee aufgesetzt und dir einen kleinen Imbiß zubereitet. Du wirst sicherlich Hunger haben.«

Den hatte ich tatsächlich. Und wieder war ich bei ihren letzten Worten an meine Mutter erinnert worden, denn sie hätte ähnlich gesprochen.

Vom Flur aus konnten wir den Wohnraum betreten. Das eigentliche Reich der Sarah Goldwyn, auch Horror-Oma genannt, lag unter dem Dach, wo sie in den zahlreichen Regalen eine umfangreiche Sammlung an historischer und mystischer Literatur sowie fantastische Filme aufbewahrte.

Lady Sarah trug ein violettes Strickkleid und hatte noch eine Jacke über die Schultern gehängt. Wie immer klimperten die zahlreichen Ketten, die sie um ihren Hals gehängt hatte. Wenn man sie mal nicht sofort erkannte, hörte man sie wenigstens.

An dem runden Tisch hatte ich schon oft gesessen. Auch an diesem Abend würde es wieder so sein. Ich nahm in dem alten Sessel Platz,

streckte die Beine aus, genoß den Duft des Tees und fühlte mich plötzlich sauwohl. Gleichzeitig kam ich mir vor wie auf einer Insel, die den gesamten Streß und auch die Hektik hinter sich gelassen hatte.

Der Alltag verschwamm.

Ich schloß die Augen ein wenig und öffnete sie erst, als ich das typische Geräusch vernahm, das entsteht, wenn jemand Tee einschenkt. Lady Sarah stand neben mir.

»Laß dich nicht stören, mein Junge«, sagte sie, »ich mag Leute, die noch träumen können.«

Ich lächelte. »Irgendwie ist es gemütlich. Ich mag diese Atmosphäre, sie gibt mir Geborgenheit, weißt du?«

»Sicher.«

Ich setzte mich wieder ordentlich hin und sah neben der Tasse einige Sandwiches stehen. Sie waren dick mit Wurst und Käse belegt worden, sahen sehr lecker aus, so daß ich mich nicht erst lange nötigen ließ, sondern den ersten nahm und hineinbiß.

Die Horror-Oma saß mir schräg gegenüber, sah mir beim Essen zu und freute sich darüber, wie sehr es mir schmeckte. »Es tut mal wieder gut, John, wenn man jemand bewirten kann. Das haben meine Männer auch immer geschätzt.«

Ich schluckte den Bissen herunter und gab erst dann die Antwort. »Das kann ich mir gut vorstellen.« Zwischendurch trank ich einen Schluck Tee.

Eigentlich hatte ich nur ein Sandwich nehmen wollen. Bevor ich mich jedoch versah, waren drei verschwunden.

»Ich mache dir gern neue, John.«

»Nein!« Heftig deutete ich auf meinen Bauch. »Um Himmels willen, willst du mich mästen? Ich bin satt, da paßt nichts mehr hinein.«

»Und deine Verdauungszigarette?«

»Die werde ich rauchen.«

Auch Lady Sarah rauchte, was selten genug vorkam und eigentlich nur bei besonderen Anlässen passierte. Aber sie qualmte keine Zigaretten, sondern Zigarillos. Sie waren lang, braun und dünn.

»Jetzt erzähl mir von deinen Sorgen, ich bin ganz Ohr.«

Im Ascher stäubte ich die Asche ab und begann mit meiner Rede. Ich weihte Lady Sarah in die Fälle ein, die mich in der jüngsten Vergangenheit beschäftigt hatten.

Da drehte es sich allein um ein Thema.

Die Templer!

Lady Sarah, die diesen Phänomenen sehr aufgeschlossen gegenüberstand, hörte aufmerksam zu. Sie ließ mich keine Sekunde aus den Augen, als ich von dem Siegel berichtete, auch von Richard Löwenherz erzählte, dem es gehört hatte, und erst zum Schluß auf die Entführung der ehemaligen Hexe Jane Collins zu sprechen kam.

»Und das bedrückt dich am meisten, John?«
»Im Augenblick ja.«
Sie machte einen Zug an dem Lugentorpedo, schenkte mir und sich Tee nach, bevor sie sich wieder setzte.
»Gibst du ihr noch eine Chance, John?«
»Ich weiß es nicht.«
»Der Teufel wollte sie haben.«
»Richtig, um mit ihr abzurechnen.«
»Aber Baphomet ist nicht der Teufel. Oder sagen wir van Akkeren, der ja von Baphomets Geist eingenommen worden ist und auch von ihm kontrolliert wird.«
»Stimmt. Nur könnte er sich keinen besseren Einstieg in die Hölle wünsehen, als Jane dem Satan als Zugabe zu überreichen. So sehe ich das.«
»Ja, das kann sein.«
»Und dann ist da noch das Siegel.«
»Sowie Richard Löwenherz.«
»Sehr richtig.« Ich holte das Siegel hervor, das ich in einem alten Brunnen in Jugoslawien gefunden hatte. Lady Sarah setzte die Brille mit den halben Gläsern auf und beugte sich vor, um es sich genau anzusehen.
»Der Halbmond und der Löwe, die Sterne und…« Sie holte Luft, bevor sie weitersprach. »Dein Kreuz.«
»Ja.«
Die Horror-Oma schaute mich an. »John, das ist ungewöhnlich. Dein Kreuz auf Richard Löwenherz' Templer-Siegel. Was schließt du daraus? Ehrlich, Junge.«
»Fragen wir mal so. Was soll ich daraus schließen?«
»Daß du mit ihm möglicherweise in einem direkten Zusammenhang stehst, könnte ich mir vorstellen.«
»Nicht schlecht.«
Lady Sarah sah mir sehr ernst ins Gesicht. »Ich kann mich erinnern, daß du mir zwischendurch von einem Fall erzählt hast, bei dem es ebenfalls um die Templer ging und ein geheimnisvoller Hector de Valois auftauchte.«
»Genau.«
»Und dieser Hector de Valois ist dir irgendwie verbunden, nicht wahr?«
»Das kann man sagen.« Ich lächelte. »Er ist quasi in mir wiedergeboren und kannte mein Kreuz.«
»Wie auch Richard Löwenherz.«
Wir tasteten uns allmählich an den Punkt des Themas heran. Keiner wollte so recht etwas zugeben.
Ich war es schließlich, der nickte, bevor ich sprach. »Ja, es könnte

sein, daß ich auch einmal als Richard Löwenherz gelebt habe. Dieses Siegel ist kein hundertprozentiger Beweis, aber zumindest eine heiße Spur, die zu ihm und seiner Zeit führt.«

Lady Sarah stand auf. Auch in ihrem Wohnraum befanden sich Bücher.

Unter anderem wertvolle Lexika und historische Schwärten.

Lady Sarah holte eine hervor und drehte sich dabei wieder zu mir um.

»Was weißt du über Richard Löwenherz?«

»Nicht viel, ehrlich gesagt. Er hatte es nicht einfach gehabt, geriet auf der Heimreise von einem Kreuzzug in Gefangenschaft und mußte freigekauft werden.«

Im Laufe meiner etwas längeren Antwort hatte Lady Sarah wieder Platz genommen und in ihrem Buch die entsprechende Seite aufgeschlagen, wo etwas über Richard Löwenherz zu lesen war, »Ich will dir nicht alles vorlesen, John, sondern fasse mich kurz.«

»Das ist gut.«

»Also.« Sarah Gpldwyn rückte ihre Brille zurecht und senkte den Kopf.

»Geboren wurde er 1157 in Oxford, und zwar am 8. September. Er starb am 6. 4.1199 in Frankreich. Er war zudem der dritte Sohn Heinrichs des Zweiten und war praktisch seit 1189 König von England. Als König führte er auch den dritten großen Kreuzzug an. 1191 eroberte er Zypern, und ein Jahr später schloß er mit dem Sultan Saladin einen Waffenstillstand. Auf der Rückreise geriet er in eine Falle, die ihm der österreichische Herzog Leopold der Fünfte gestellt hatte. Er wurde festgehalten und erst 1194 wieder freigelassen, nachdem man eine hohe Summe an Lösegeld für ihn gezahlt hatte. Nach der Freilassung hatte er ebenfalls keine Ruhe. Das Königreich mußte er gegen seinen eigenen Bruder verteidigen. Er zog sich zurück auf die britischen Festlandsbesitzungen in Frankreich und bekam auch hier Ärger mit dem französischen König Philipp August. Das war eigentlich alles, John, was ich dir in Kurzform berichten konnte. In Frankreich starb er dann auch.« Lady Sarah klappte das Buch wieder zu.

»Es steht nichts über Verbindungen zu den Templern dort?«

»Nein.«

»Die muß es aber gegeben haben.«

»Ja, das meine ich auch.« Lady Sarah lächelte so seltsam, daß ich aufmerksam wurde.

»Weißt du mehr?«

»Möglich.«

»Komm, rück schon mit der Sprache heraus.«

Sie sagte nichts, sondern stand auf. »Dazu müßten wir nach oben

unter das Dach gehen.«

»Gern.«

Auf der schmalen Treppe schüttelte Lady Sarah den Kopf. »Irgendwann, mein Junge, werde ich mir in diesem Haus noch einen Fahrstuhl einbauen lassen. Schließlich wird man nicht jünger. Wenn ich so alt wäre wie du, John, ach Gott, was würde ich für Aktivitäten entfalten.«

Das glaubte ich ihr aufs Wort. Sie war nämlich trotz ihres Alters eine Frau, die keine Angst kannte. Das hatte sie schon mehr als einmal unter Beweis gestellt, und manchmal war es sehr knapp gewesen.

Ich brauchte da nur an die Fälle zu denken, die sich um Rasputin und dessen Kartenmagie drehten. Sie lagen noch nicht allzu lange zurück. [1]

Im ausgebauten Dachgeschoß schaltete Lady Sarah das Licht ein. Die Strahlen der breiten Lampen fielen auf die zahlreichen Regale und strichen dabei über die Rücken der dicht zusammenstehenden Bücher. Oftmals paßte kein Blatt mehr zwischen sie.

Aber es herrschte keine Unordnung. Ein Fremder hätte sich nicht zurechtgefunden, Lady Sarah aber wußte genau, wo das Buch stand, das sie gerade suchte.

Auch jetzt.

So schritt sie zielsicher auf eine Regalreihe zu und schaute sich die in Kopfhöhe stehenden Buchrücken an, denn dort stand der Titel, den sie suchte.

»Soll ich dir helfen?«

»Nein, Junge, es geht schon.«

Sie holte ein dickes Buch aus der Reihe hervor und setzte sich neben mich auf die Couch. Hier hatten wir schon manches Mal gehockt und Probleme gewälzt. Fast immer war es uns gelungen, eine Lösung zu finden.

»Ich habe das Buch vor Jahren einmal in Paris entdeckt«, erklärte mir Lady Sarah und war froh darüber, daß es auch in einer englischen Übersetzung zu haben war. Sie drehte es herum und wies mit dem Finger auf den Titel.

»Mystik des Mittelalters«, las ich vor.

Sie klappte es auf. »Da findest du auch etwas über Richard Löwenherz, John.«

»Tatsachen oder…?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Vieles ist bestimmt Sage, aber du weißt selbst, wie es darum steht. Oft steckt mehr Wahrheit darin als in den offiziellen Geschichten und Nacherzählungen.«

»Ja, das stimmt.«

Sie hatte endlich das Kapitel gefunden, das sich mit Richard

Löwenherz beschäftigte, und reichte mir das Buch herüber. Ich lehnte mich zurück und begann zu lesen.

Viel Neues erfuhr ich nicht. Seine Lebensdaten waren auch hier abgehandelt worden, aber man schrieb auch über eine Zeit, wo er noch ein sehr junger Mann gewesen war.

Und da hatten sich Legenden gebildet. Es hieß, daß er eine besondere Waffe getragen habe, vor dem das Böse sich fürchtete und die er gegen finstere Bedrohungen einsetzte.

Da Sarah Goldwyn zum Teil mitgelesen hatte, zog sie auch die richtigen Schlüsse. »Kann diese Waffe, die dort nicht näher erläutert wird, dein Kreuz gewesen sein?«

»Daran habe ich auch gedacht.«

»Dann lies mal weiter.«

Das tat ich und erfuhr etwas von einer Legende, die ebenfalls aus den frühen Jahren des Richard Löwenherz stammte. Dort sollte es ihm gelungen sein, eine Vampir-Familie auszurotten, die sich auf einer Burg festgesetzt hatte. Wörtlich stand dort: Und so trieb man die Wesen, die nach Blut gierten, zusammen, geißelte sie und zeigte ihnen die gewaltigen Kreuze, bevor sie an die Pfähle gebunden und dem reinen Feuer übergeben wurden, daß sie zu Asche verbrannte, die der Wind forttrug. In dieser Nacht reifte der junge Kämpfer Richard zu einem Mann heran. Die Nacht sollte auch entscheidend für sein weiteres Leben sein, wo er stets dem Bösen widerstand und das Zeichen des Kreuzes an seine Fahnen geheftet hatte.

»Na?« fragte Lady Sarah, als ich das Buch sinken ließ. »Was hältst du davon?«

»Eine Sage.«

»Wer kann das wissen!«

»Wenn du mehr weißt, ich bin ganz Ohr.«

»Das glaube ich dir, mein Junge, aber dieses Buch sagt nicht ganz die Wahrheit.«

»In einer esoterischen Zeitschrift las ich einen Artikel, der auf den Bericht in diesem Buch Bezug nimmt. Diese Vampir-Familie soll nicht vollends ausgerottet worden sein. Zwei überlebten. In dieser Zeitschrift erschien eine Serie über Vampire, die es in England gegeben hat und die hier ihr Unwesen trieben. Man ging sehr weit zurück und stieß auch auf diese Legende.«

»Wenn ich dich recht verstanden habe, überlebten zwei bis heute, oder?«

Sarah Goldwyn nickte. »So kann man es sehen. Wenn ich nicht wieder hierzu einen Artikel in einer anderen Zeitschrift gelesen hätte, hätte ich mich gar nicht so intensiv damit beschäftigt.«

»Wann?«

»Es ist noch nicht lange her. Kaum eine Woche. Ich habe den Artikel

ausgeschnitten, warte mal.« Die Horror-Oma stand auf und ging auf einen Schreibtisch dicht unter einem der schrägen Fenster zu. Dort lag eine grüne Ledermappe, die sie aufschlug. »Er muß noch hier drin liegen«, sagte sie.

Dann hatte sie ihn gefunden. »Da, mein Junge, es geht doch nichts über eine gewisse Ordnung.«

Sie kam wieder zurück, setzte sich und überreichte mir den Artikel. Ich las ihn schnell. Ein Reporter aus der Nähe von Newcastle hatte ihn geschrieben.

VAMPIRE IM WARK FOREST?

So lautete die Überschrift. Es waren angeblich Menschen von Vampiren angefallen worden, die durch den Wald gingen, um sich zu erholen. Zwei ältere Männer und eine Frau. Mit Stöcken hatten sie die schrecklichen Gestalten abwehren können. Jetzt vermutete man natürlich irgendwelche ungewöhnlichen Vorgänge.

Als ich den Artikel sinken ließ, fragte Sarah Goldwyn: »Was sagst du dazu?«

»War das die Gegend, wo Richard Löwenherz aufgeräumt haben soll?«

»Ja, ungefähr.«

Ich überlegte. Sollte ich der Sache trauen oder nicht? Es war verflixt schwer, hier die richtige Entscheidung zu treffen, und auch Lady Sarah dachte ähnlich. »Was ist Spinnerei, John, und was entspricht den Realitäten?«

»Dazu müßte man hinfahren.«

Ich holte das Siegel aus der Tasche und sah es mir noch einmal an.

Dabei hörte ich Sarah Goldwyn lachen. »Es kommt mir fast vor, als wolltest du es als Orakel benutzen.«

»So ähnlich.«

»Aber es wird dir nichts sagen können.«

»Nein, es ist nur eine Spur.«

»Vielleicht auch in den Wark Forest. Ich will dir ehrlich sagen, John, auch ich fühle mich kribbelig, das ist die Reiselust, die in mir steckt, weißt du?«

Ich hob beide Hände. »Nein, um Himmels willen, nur das nicht. Wenn ich fahren sollte, dann allein, bitte sehr.«

»Ich werde mich schon zurückhalten.«

»Ja, das kenne ich. So dankbar ich dir für diese Informationen bin, Sarah, aber laß mich in diese Gegend fahren. Ich weiß auch nicht, ob ich Suko mitnehme. Eigentlich ist das ein Problem, das nur mich persönlich etwas angeht.«

Die Horror-Oma gab nicht auf. »Solltest du tatsächlich mehr über dein Kreuz und deren vorherige Besitzer in Erfahrung bringen, ist es vielleicht gut, wenn jemand in deiner Nähe ist und dir eine

moralischgeistige Unterstützung gibt.«
»Es ist zu gefährlich für dich.«
»Du sprichst, als wärst du schon auf der Reise.«
»In Gedanken ja.«
»Also glaubst du die Geschichte?«
Ich lehnte mich wieder zurück, hob die Schultern und blickte dabei auf das Siegel. »So direkt eigentlich nicht. Aber mich interessiert nun mal dieser Richard Löwenherz. Vielleicht kann ich seine Spur besser verfolgen als die von Hector de Valois, denn Löwenherz ist ein Bestandteil unserer englischen Geschichte.«
»Das könnte sein, John. Aber denke auch daran, daß er in Frankreich gestorben ist.«
»Was willst du damit sagen?«
»Führt die Spur der Templer nicht auch nach Frankreich?«
»Genau.«
Sie lächelte. »Siehst du. Ich sehe jetzt schon, obwohl noch gar nichts klar ist, große Zusammenhänge. Tu dir und uns einen Gefallen, John. Versuche diese Zusammenhänge aufzuklären.«
Ich stand auf. »Darauf kannst du dich verlassen.«
»Und Jane?«
Das Thema lag mir natürlich im Magen. Ich schritt zu einem der Fenster und starrte durch die schräge Scheibe. Auf ihrer Außenseite lagen dicke Wassertropfen. Die Dächer der anderen Häuser schimmerten in einem grauen Glanz. Aus einigen Kaminen quollen dünne Rauchfahnen, die im Wind zerflatterten.
»Weißt du keine Antwort, mein Junge?«
»Nein, noch nicht.«
»Vielleicht solltest du dich intensiver mit Vincent van Akkeren beschäftigen.«
»Ja, du hast recht. Andererseits brauche ich dazu erstens Anhaltspunkte und zweitens Zeit. Im Augenblick besitze ich beides nicht. Ich werde Suko natürlich als Aufpasser hier behalten. Möglicherweise findet er eine Spur.«
»Das ist graue Theorie.«
»Leider. Aber ich denke, daß Jane am Leben bleibt.«
»Wieso?«
»Ist sie nicht ein besonderer Trumpf in den Händen dieser schwarzen Macht?«
»Schon, du bist aber damit auch erpreßbar.«
»Ja, Lady Sarah. Van Akkeren ist ein Killer, ein Mörder, ein Mann ohne Gnade, schlimmer als mancher Dämon. Aber er gehört auch zu den Menschen, die immer ein Ziel verfolgen, wenn sie morden. Deshalb sehe ich für Jane noch eine Chance. Van Akkeren wird sich überlegen, was er mit ihr anstellen kann.«

»Nicht schlecht gedacht«, gab Lady Sarah zu. »Hoffentlich hast du recht damit.«
»Sicher.«
Wir verließen das Dachgeschoß. »Außerdem«, so sagte ich auf der Treppe, »beschäftige ich mich ja auch mit der Templer-Mystik, wenn ich diesen Vampiren auf der Spur bin. Das darfst du ebenfalls nicht vergessen. Ich glaube, wir kommen doch weiter.«
»John«, sagte sie. »Irgendwie sind wir gleich. Auch ich denke so ähnlich.«
»Und jetzt brauche ich noch ein Taxi.«
»Ach ja, dein Wagen. Hast du noch immer keinen neuen?«
»Leider nein.«
»Woran scheitert es?«
Ich rieb Daumen und Zeigefinger gegeneinander. »Keine Zeit«, sagte ich dabei lächelnd.
»Hm!« machte Lady Sarah, die das Zeichen sehr genau verstanden hatte. »Wenn es daran liegen sollte, mein Junge, kann ich dich unterstützen. Du weißt selbst, daß mir jeder meiner drei verstorbenen Männer ein Vermögen hinterlassen hat. Ich kann nicht einmal die Zinsen verleben, deshalb gebe ich auch soviel ab. Ich könnte dir, wenn ich wollte…«
»Immer nur einen Tee machen, liebe Sarah, wenn ich dich mal besuche. Aber mir bitte keinen Wagen kaufen. Dafür muß ich selbst sorgen. Ich würde mich darin nicht wohl fühlen.«
»Wenn du meinst.«
»Es ist mein Ernst.« Ich drehte mich um, nahm den Hörer ab und rief die Taxizentrale an. Man versprach mir, den Wagen sofort zu schicken.
Kaum hatte ich den Burberry übergestreift und mich bei Lady Sarah für die Gastfreundschaft bedankt, als ich das Geräusch des vorfahrenden Autos hörte.
Eine Minute später rauschte ich ab und sah Lady Sarah noch in der offenen Tür stehen und mir nachwinken…

***

Wieder war es Nacht.
Und wieder war es fast stockfinster. Ohne Mondlicht und den fahlen Glanz der Gestirne wirkte die Welt so, als wäre sie in ein dunkelgraues Tintenfaß eingepackt worden.
Noch finsterer war es dort, wo der große Wald begann, der den Namen Wark Forest trug.
Einem Menschen hätte die Finsternis Furcht eingeflößt, doch der Vampir lebte in der Dunkelheit. In ihrem Schutz ging er auf seine grausamen Beutezüge.

Wie der Earl of Luna und seine Schwester Margot.

Jahrhunderte hatten sie sich versteckt gehalten und sich vom Blut der Tiere ernährt. Sie hatten sich nicht getraut, die Menschen anzugreifen, aber irgendwann war die Sperre bei ihnen gebrochen.

Da mußten sie raus!

Sie hatten im Laufe der langen Zeit mehrmals die Plätze gewechselt, waren in Höhlen getaucht und hatten dort gelebt. Auch unter die Wurzeln gewaltiger Bäume waren sie gekrochen, so daß sie regelrecht im Erdreich hockten, aber das alles war ihnen letztendlich zuwider geworden. Ihre wahren Ruhestätten waren Särge!

Und die hatten sie sich auf einem der nächtlichen Streifzüge besorgt und mit in den Wald genommen. Dabei waren sie tatsächlich von Menschen entdeckt worden. Einen Angriff ihrerseits hatten die Menschen abwehren können, weil sie einfach zu schwach gewesen waren, doch nun sollte sich dieses ändern.

Tierblut zu trinken hatte keinen Sinn mehr. Da vergingen sie zwar nicht, aber Kraft schöpften sie auch keine.

Die Geschwister schleppten die beiden Särge dorthin in den Wald, wo er tief und finster war. Dorthin verirrte sich so gut wie nie jemand. Da konnten sie in Ruhe abwarten und von dort aus ihre nächtlichen Streifzüge beginnen.

Aber noch lebten sie in den Särgen. Sie hatten sie hochkant gegen einen Baum gelehnt und mit dem Unterteil gegen einen umgestürzten Stamm geklemmt, so daß sie nicht so leicht kippen konnten.

Ihre Kleidung war im Laufe der langen Jahrhunderte zerfetzt und vermodert. Zwischendurch hatten sie sich neue besorgt, und der uralte Vampir trug sogar Sachen, die einigermaßen modern waren, nämlich einen schwarzen Anzug.

Im Gegensatz zu Margot. Sie hatte sich immer wieder für fahle, weiße Kleider entschieden.

Mittlerweile verbrachten sie schon die fünfte Nacht in den hochkant stehenden Särgen, und die Sucht nach Blut nahm bei beiden stetig zu. Eine Eskalation war unausweichlich.

Die erfolgte auch.

Obwohl sie durch die Särge nicht nach draußen sehen konnten, spürten sie einfach, wann ihre Zeit da war. Wenn sich der Tag neigte, ein neuer begann und die Glocken der Dorfkirchen zwölfmal schlugen, dann war ihre Zeit gekommen.

Mitternacht!

Vampirstunde!

In dieser Nacht war es schlimm. Da erreichte die Gier nach Blut ihren Höhepunkt.

Beide wurden in ihren Särgen unruhig. Manchmal klangen dumpfe Laute durch die Finsternis des Waldes. Immer dann, wenn sie mit den

Armen und den Schultern von innen her gegen das Sargholz stießen. Sie wollten raus, sie mußten sich auf die Jagd begeben, um sich endlich den Saft zu holen, der ihnen Kraft und Stärke verlieh.

Ihre Wut steigerte sich. Die Schläge wurden lauter, fordernder, als hätten sie sich gegenseitig abgesprochen. Sie hallten durch den finsteren Wald, erschreckten die Tiere, die aus dem tiefen Schlaf gerissen wurden und panikartig irgendwo im Unterholz verschwanden.

Die Tierwelt hatte es schon lange gewußt, daß zwischen den dicht stehenden Bäumen und dem verfilzten Unterholz das Grauen wohnte.

Dann war es soweit.

Zur selben Zeit hatten sie all ihre Kräfte eingesetzt und gegen die Deckel der Totenkisten getreten. Die Wucht der Stöße knackte nicht nur die Verschlüsse. Die beiden Deckel wurden zerstört, so daß die einzelnen Holzteile wie lange, schmale Geschosse in die Umgebung hineinstachen.

Der Weg war frei!

Für einen Moment noch blieben sie aufrecht in ihren zerstörten Särgen stehen, sie genossen es, vom leichten Nachtwind gestreichelt zu werden und von der Finsternis umgeben zu sein.

Vor ihnen lagen die Trümmer. Manche Holzteile hatten sich im Astgewirr verfangen, andere lagen auf dem Boden.

Der Earl of Luna sprach seine Schwester an. »Wie geht es dir?«

Die Antwort klang dumpf und leise fauchend, während sich das Gesicht der Vampirin verzog. »Ich brauche Blut…«

»Das wirst du bekommen.«

»Blut von Menschen.«

»Ich verspreche es.«

Sie standen noch immer in den Särgen. Zwei Gestalten, von denen eigentlich nur die weibliche wegen ihrer helleren Kleidung richtig zu erkennen war.

Der Mann verschmolz mit der Finsternis. Über seiner dunklen Gestalt wirkte das fahle Gesicht wie ein hellbrauner Lappen, in dem sich etwas Glasiges bewegte.

Die beiden Augen.

Auch Margots Gesicht war bleich. Es hatte eine Leichenfarbe angenommen und unterschied sich kaum von ihren fahlen, verfilzten Haaren, in denen Dreck klebte und sich Ungeziefer eingenistet hatte.

Schlimmere Horror-Gestalten als diese beiden hätte auch ein Filmemacher nicht erfinden können.

Noch gingen sie nicht.

Es schien, als wollten sie die Luft schmecken, ob sie auch rein war.

Es stimmte. Kein Mensch hielt sich in diesem Waldstück in der Nacht auf. Die Menschen lebten woanders. In den Dörfern am Rand des

Waldes, wo auch die grauen Asphaltbahnen der Straßen entlangführten.

So manches Mal hatten sie dort gelauert und die seltsamen Gegenstände gesehen, die sich auf vier Rädern über die grauen Bänder bewegten.

Davor fürchteten sie sich, denn sie wußten, daß diese Gegenstände stärker waren als sie.

»Ich muß gehen!« ächzte Margot, erntete von ihrem Bruder keinen Widerspruch und verließ die Reste ihrer Totenkiste.

Der Earl of Luna sah ihr nach. Mit starren Blicken folgte er den ersten, unsicher wirkenden Schritten der Frau, er sah, wie sie stehenblieb, die Arme ausbreitete, sie dann in die Höhe streckte und sich reckte, als wollte sie die Schläfrigkeit der Jahrhunderte aus ihren Knochen vertreiben.

»Nacht!« sagte sie rauh. »Es ist Nacht. Ich sehe den Mond nicht, aber ich spüre ihn, denn er hat sich hinter den Wolken versteckt. Sein rundes Auge beobachtet uns, er will uns Kraft spenden und uns den Weg zum Blut der Menschen zeigen.«

Nach diesen Worten drehte sie sich um, starrte den männlichen Vampir an und zog die lappig wirkenden Lippen zurück. »Komm zu mir, Bruder. Komm zu deiner Schwester. Machen wir es so wie vor urlangen Zeiten. Gehen wir gemeinsam auf Jagd, denn ich habe nichts vergessen!«

»Unsere Rache«, erklang die dumpfe Antwort aus der offenen Totenkiste.

»Ja, unsere Rache an den Menschen!«

Der Earl of Luna ballte seine bleichen Hände. Er hatte lange, sehr spitze Finger, die fast wie kleine Messer wirkten, und als er die Fäuste vorstreckte, sprangen die Knöchel hervor.

Auch er verließ den zerstörten Sarg. Mit ebenfalls sehr vorsichtig gesetzten Schritten ging er auf seine Schwester zu, um ihr beide Hände auf die schmalen, knochigen Schultern zu legen. Eine Geste und ein Zeichen des Vertrauens. Er fühlte sich trotz der verflossenen Jahrhunderte noch immer für seine jüngere Schwester Margot verantwortlich und demonstrierte, daß er sie beschützen wollte.

»Denkst du noch an Richard Löwenherz?« fragte Margot leise. »Kannst du dich an ihn erinnern?«

»Wie sollte ich ihn vergessen? Aber er ist längst gestorben.« Der Earl kicherte. »Schließlich war er keiner von uns, nicht wahr?«

Sie nickte nur, legte den Kopf schief, als wollte sie mit dem Mund nach einem in der Nähe hängenden Zweig schnappen. »Er war keiner von uns, aber er wird Nachkommen gehabt haben.«

»Es ist viel Zeit vergangen. Wenn es so gewesen ist, werden sich diese Nachkommen wie der Staub im Wind verstreut haben.«

»Wir suchen sie.«
»Und wenn du sie nicht findest?«
»Mensch ist Mensch - Blut ist Blut.« Sie sagte es voller Ernst und nickte zu diesen Worten. Es war gleichzeitig das Zeichen für sie, den Ort zu wechseln. Lange genug hatten sie es hier im Wald ausgehalten. Sie wollten sich woanders umsehen, wo ihnen die Menschen über den Weg liefen.
Auch in der Finsternis fanden sie sicher ihren Weg. Nicht zum erstenmal gingen sie ihn, erreichten einen schmalen Pfad, der sich durch ein leicht hügeliges Gelände schlängelte und schließlich in einen Weg mündete, den Menschen benutzten, wenn sie spazierengingen und die Ruhe des Waldes genießen wollten.
In der Nacht war der Weg leer und verlassen. Die beiden Wiedergänger brauchten nicht darauf zu hoffen, irgendwann auf Spaziergänger zu stoßen, denn auch für junge Leute -Liebespärchen - war eine Nacht wie diese zu kühl.
Über ihnen bewegte der Wind ein düsteres Mosaik von Wolken. Gewaltige dunkelgraue Haufen wurden wie die Teile eines Puzzles über den Himmel gefegt, und auf einmal gab es so manch blanke Stelle am Firmament. Da waren dann auch die fernen Sterne als leuchtende Fixpunkte zu sehen sowie urplötzlich der Mond.
Als fast volle Scheibe stand er da und wirkte wie das übergroße gelbe Auge eines Zyklopen.
Die Vampir-Geschwister hatten dies sofort bemerkt. Deshalb blieben sie stehen und legten die Köpfe in den Nacken.
»Da ist er!« wisperte Margot.
»Ja, er hat gewußt, daß es unsere Nacht werden wird.«
»Glaubst du?«
»Er ist auf unserer Seite. Der Mond ist die Sonne der Schwarzblüter. Unter seinem Schein blühen wir auf, erleben das neue Gefühl der Kraft und werden es zu nutzen wissen.« Er lachte leise vor sich hin, dann ging er weiter.
Diesmal wesentlich schneller und mit elastischeren Schritten. Der Anblick des Mondes allein hatte ausgereicht, um ihm diese Kraft zu geben, die nicht allein auf ihn beschränkt blieb, denn auch Margot bewegte sich jetzt leichtfüßiger.
Irgendwann - Zeit spielte für sie sowieso keine Rolle - verließen sie den Wald.
Und sie blieben dort stehen, wo das graue Band einer Straße die Landschaft durchschnitt.
Ein flaches Land, so wie sie es in Erinnerung hatten. Es hatte sich zwar vieles verändert, aber die Bodenbeschaffung war die gleiche geblieben.
Es gab den Wald, die Berge, nur war es weniger Wald geworden, die

Menschen hatten mehr als die Hälfte der Bäume abgeholzt. Und sie hatten Städte und Dörfer gebaut und Straßen angelegt. Neue Burgen gab es nicht, nur noch Trümmer oder Überreste aus der langen romanischen Epoche.

Sie wußten auch, wo der nächste Ort lag. Eine kleine Ansiedlung. Die Menschen lebten nicht mehr in Zelten oder Hütten, dafür in kleinen Häusern aus Steinen und mit schrägen Dächern. Sie hatten Straßen angelegt und sie so dicht mit Steinen bedeckt, daß die Gebilde auf vier Rädern darüber hinweggleiten konnten.

Mochte sich auch vieles verändert haben, die Menschen aber waren gleich geblieben.

Noch immer strömte durch ihre Adern der rote und für die Vampire so wichtige Lebenssaft.

Ein Zaun hielt sie auf. Er bestand aus drei Reihen Stacheldraht. Das konnte sie nicht aufhalten. Mit ihren trocken wirkenden Händen griffen sie zu, und es störte sie auch nicht, wenn die Spitzen in die dünne Haut stachen. Sie hinterließen Wunden, aus denen kein Tropfen Blut quoll. So leer und trocken waren sie.

Die umzäunte Wiese war leer. Man mußte in dieser Gegend auch Ende März mit Schnee rechnen, deshalb wurde das Vieh erst im April auf die Weide getrieben.

So manches Mal hatten die Vampire sich das Blut des Weideviehs geholt und davon existiert.

Jenseits des Hanges, den sie gingen und der sich lang hinzog, lag die Straße, die zum Dorf führte. Auf dem grauen Band bewegten sich auch in der Nacht die ungewöhnlichen Gebilde mit den hellen Augen.

Nach einer halben Stunde hatten sie die Straße erreicht. Sie mußten sich nach rechts wenden, um zum Dorf zu gelangen. Noch in dieser Nacht wollten sie Blut haben, um sich anschließend so zu verstecken, daß sie nicht entdeckt werden konnten.

Keller und Verliese gab es genug, auch in der alten Ruine, von der nur noch ein paar Grundmauern standen, die sie aber als ihre eigene Burg in Erinnerung hatten.

Sie mußten über einen Graben springen, in dem eine Wasserlache schimmerte. Dann hatten sie die Straße erreicht.

Für einen Moment blieben sie stehen und drehten die Köpfe, blickten nach links und rechts, aber von keiner Seite näherte sich jemand.

Sie gingen dem Dorf entgegen.

Auf dem breiten grauen Band ging es sich bequemer als querfeldein. Sie hatten sich wieder gefangen und durch das Licht des Mondes die Kraft gefunden, um es auch mit starken Feinden aufnehmen zu können.

Manchmal zeigten sie ihre aus dem Oberkiefer wachsenden Vampirzähne, die wie bleiche Messerklingen schimmerten.

Sie blieben trotzdem vorsichtig. Deshalb drehten sie sich auch hin und wieder um, und es war ausgerechnet Margot, die den tanzenden Lichtpunkt entdeckte.

Sie blieb sofort stehen. Ihre magere Klauenhand umklammerte den Arm ihres Bruders und hielt ihn zurück.

»Dreh dich um!«

Er tat es, ein wenig unsicher allerdings, denn er hatte einen plötzlichen Schwächeanfall erlitten und konnte sich nur noch unter großen Mühen auf den Beinen halten.

»Da kommt jemand!« zischte die Vampirin. »Es ist ein Mensch, ich - ich rieche es. Du nicht auch? Sieh das Licht! Es tanzt, es muß von einem Menschen gehalten werden.«

»Aber nur ein Licht.«

»Na und?«

»Ich höre auch keine Geräusche.«

Margot ging nicht weiter auf die Bemerkung ihres Bruders ein. Sie drängte ihn zur Seite und damit in den Straßengraben hinein. Dort warteten sie und lauerten auf den sich langsam nähernden Radfahrer…

***

Morgan Ball war aber Küster, er gehörte auch zu den Menschen, die das Leben liebten und vor allen Dingen die Feiern, die es hin und wieder gab.

Er sorgte dafür, daß man ihn oft einlud, und so war es auch an diesem Abend gewesen. Ein entfernter Verwandter von ihm, der im Nachbarort wohnte, hatte seinen 60. Geburtstag gefeiert und Morgan Ball dazu eingeladen.

Einen Führerschein hatte der schon ältere Mann nie in seinem Leben besessen, trotzdem war er zufrieden.

Wäre er mit dem eigenen Auto zu den Feiern gefahren, hätte er sich nicht mehr betrinken können.

Bei einem Fahrrad war das etwas anderes, denn wegen Alkohol am Lenker war selten jemand bestraft worden, wie er immer behauptete. Und so waren der Küster und sein alter, blau angestrichener Drahtesel auch in der Umgebung sehr bekannt. Viele wußten, daß man ihm an manchen Abenden ausweichen mußte, wenn er mal wieder einen über den Durst getrunken hatte.

Über Arbeit konnte er sich nicht beklagen, denn er hatte Kirchen in verschiedenen Dörfern zu betreuen. Aber den kleinen Ort Wark hatte er sich als Wohnsitz ausgesucht.

Er kam aus Chaphale und mußte ungefähr fünf Meilen zu seinem Haus fahren. Auch leicht angetörnt machte ihm das nichts aus, denn die Wege kannte er im Schlaf. Autofahrer waren in der Nacht so gut

wie keine unterwegs. Wenn ja, wohnten die Fahrer in der Nähe und kannten ihn und sein Hobby.

So radelte er dann durch die Nacht. Zum Glück war die Verbindungsstraße zwischen den beiden Orten eben. Nur auf der Hinfahrt hatte er eine kleine Anhöhe überwinden müssen. Auf dem Rückweg ging es bergab.

Morgan Ball, der eine dicke Jacke trug, die ihn vor dem Wind schützte, hatte auch Wollhandschuhe übergestreift.

Er war ein Mensch, der stets Unterhaltung brauchte. Manchmal, wenn er allein war, sprach er mit sich selbst oder sang vor sich hin, wie auf dieser Fahrt zurück nach Wark. Es waren alte Shanties, die er von Seeleuten kannte und die er in seiner Kirche nicht hätte singen können.

Und so fuhr er in Schlangenlinien die Strecke, die er im Schlaf kannte, ließ den großen Wald links liegen, sang hin und wieder eine Strophe und bemerkte kaum, daß er manchmal ziemliche Schleifen drehte. Erst wenn der hellgelbe Lichtstrahl vor ihm von der Straße abwich und über den Graben am Straßenrand tanzte, riß er das Lenkrad schnell wieder herum, um auf die Straßenmitte zu gelangen.

Ein paarmal stieß er auch auf. Sein Verwandter hatte ihm Selbstgebrannten eingeschenkt, der die Zehennägel hochbog, wenn er zu schnell getrunken wurde.

Der Küster dachte an nichts Böses. Noch nie war ihm etwas Widriges auf seinen nächtlichen Heimfahrten passiert. Nur einmal hatten ihn Jugendliche erschreckt, als sie eine Fanfarenhupe aufklingen ließen. So plötzlich, daß es den Küster fast aus dem Sattel geworfen hätte.

An Vampire, Monster oder ähnliche Wesen dachte er natürlich nicht. Er glaubte auch nicht daran und hielt Leute, die ihm so etwas unter die Weste schieben wollten, für Spinner.

Er sollte sich irren.

Sie lauerten schon.

Es war die weibliche Blutsaugerin, die ihre Kraft besser eingeteilt hatte.

Der Earl lag im Schmutzwasser des Grabens. Vampire brauchen nicht zu atmen, die Geräusche, die über seine Lippen flössen, erinnerten jedoch an das hastige Atmen eines erschöpften Menschen. Manchmal hob er den Arm, um ihn sofort wieder sinken zu lassen. Die Hand traf jedesmal mit einem klatschenden Laut auf die Wasserfläche auf.

»Laß das sein! Du störst nur!«

»Willst du es allein machen?«

Margot drehte den Kopf. Sie sah das leichenblasse Gesicht ihres Bruders dicht über der Wasserfläche, als wäre es dort festgeklebt gewesen. »Ja, ich mache es allein.«

Für einen Moment leuchteten seine Augen auf. »Läßt du mir etwas

von dem Blut übrig?«

»Natürlich.« Sie grinste scharf und bissig. Dann wurde es Zeit, sich wieder der Straße zuzuwenden - und aus dem Graben zu steigen, denn das Licht war schon sehr nahe.

Sie kletterte auf Händen und Füßen hoch. Als sie den Rand erreicht hatte, richtete sie sich auf, ging einen Schritt vor, stand plötzlich im bleichen Lichtstrahl der Lampe und mußte auf den Küster gewirkt haben wie der Teufel persönlich.

Er sah die bleiche Gestalt, die ihre Arme hochgerissen hatte, ein Schrei löste sich aus seinem Mund, er glaubte plötzlich an Gespenster und trat voll in den Rücktritt.

Das Rad bremste ab, aber das Hinterrad rutschte weg. Hart prallte er gegen die Gestalt, die aber durch ihre Standfestigkeit dafür sorgte, daß er mitten auf die Fahrbahn geschleudert wurde.

Mit der Schulter schlug der Küster auf. Er konnte einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken. Es war ihm nicht mehr möglich, den linken Arm zu bewegen, das Stechen drang bis in die Fingerspitzen vor, und es wurde noch schlimmer, als er sich auf die andere Seite rollte und den Arm zwangsläufig für einen Moment belasten mußte.

Auf die Füße kam er nicht mehr. Auf einmal war da jemand über ihm, diese gespensterhafte Gestalt, die ihn vom Rad geschleudert hatte, wie er annahm, und er roch den unheimlichen und ekelerregenden Gestank, den sie ausströmte.

Moder, Leichen und Verwesung…

Und da waren die Hände.

Lang, dabei bleich wie fleischlose Knochen. Sie griffen zu, wühlten in seinen Haaren, hoben den Kopf an, stießen ihn wieder zurück, so daß die Schmerzwellen diesmal durch den Schädel rasten und er die im Arm vergaß.

Er wurde nicht bewußtlos, aber er erlebte die weiteren Vorgänge nur wie durch einen Schleier.

Die Klauenfinger waren kalt, an einigen Stellen naß oder feucht, ansonsten trocken. Sie umfaßten seinen Jackenkragen, der so eng saß, daß es der Gestalt ohne weiteres gelang, ihn über die Straße in Richtung Graben zu ziehen.

Er hörte das Schleifen und eine krächzende, flüsternde Stimme. »Du hast ihn?«

»Ja.«

»Ich komme.«

»Nein, bleib da. Ich bringe ihn zu dir. Er lebt noch, aber bald wird er die Süße des Todes spüren, das kann ich dir versichern. Endlich - endlich ein Mensch…«

Der Küster wußte, daß von ihm die Rede gewesen war, allein, er

konnte es kaum glauben. Was er hier erlebte, war der nackte Wahnsinn, das würde ihm niemand glauben.

Und Margot zerrte ihr Opfer weiter. Sie hielt erst an, als der Kopf und die Schultern des Mannes auf dem weichen Rasen neben dem Straßengraben lagen.

Hier begann sie mit ihrer schrecklichen Arbeit. Mit beiden Händen riß sie den Jackenkragen so weit zur Seite, daß der Hals des Küsters frei lag.

Ein Hals mit kräftigen Adern unter der Haut.

Ideal…

Margot kniete neben dem Opfer. Ihre Augen waren groß geworden. Ein fast ehrfurchtsvolles Staunen lag darin, und sehr bedächtig zog sie die Lippen zurück, so daß ihre beiden Eckzähne hervorstachen.

Das Blut war zum Beißen nahe…

Wie seit unendlichen langen Zeiten nicht mehr.

Und sie stürzte sich auf ihn.

Erst in diesem Augenblick merkte Morgan Ball, in welch einer Gefahr er schwebte. Er wollte sich noch herumwälzen, aber die Vampirin war schneller.

Sie hielt ihn an einer Seite fest und preßte ihn gegen den Boden. An der anderen biß sie zu.

Hart und ohne Erbarmen…

Und sie trank den Lebenssaft des Menschen, der für ihr Fortleben so unendlich wichtig war.

Im Graben lag der Earl of Luna. Er wartete noch, lauerte und hörte plötzlich die ihm so bekannten Sauggeräusche. Sie klangen in seinen Ohren wie die feinste Musik, und sie gaben ihm die verlorengegangenen Kräfte wieder.

Er raffte sich auf. Das schmutzige Wasser im Graben schlug Wellen, als er aus der Lache hervorkletterte, sich mit seinen Krallenfingern am Grabenrand festhielt und so in die Höhe kletterte, um sich ebenfalls etwas von dem köstlichen Saft zu holen.

Er sah einen kompakten Schatten auf dem Boden liegen. Am Kopfende hockte seine Schwester und trank den Lebenssaft.

Sie hatte nicht nur ihre Zähne tief in den Hals geschlagen, auch die Lippen gegen die Haut gepreßt und schien nicht genug bekommen zu können. Auf allen vieren kroch der Earl näher. Er hob seinen rechten Arm und schlug die Hand auf die Schulter seiner Schwester, wo er die Finger krümmte und sich festhielt.

»Ich will auch.«

Margot hörte nicht. Sie befand sich in einem regelrechten Rausch, so daß der Earl beide Hände zusammenlegte, zu einem Rundschlag ausholte und die Fäuste gegen den Körper seiner Schwester schmetterte.

Das reichte.
Sie fiel zurück. Ihr Mund war blutverschmiert. So lag sie auf dem Rücken und begann häßlich zu lachen.
Den Earl kümmerte das nicht.
Jetzt war er endlich an der Reihe. Und er tat es seiner verfluchten Schwester nach.
Irgendwann - längst war die Zeit ohne Bedeutung für beide geworden hatte er genug, richtete sich auf, blieb knien und bog seinen Rücken durch.
Margot saß und kicherte leise, während ihre Zungenspitze noch um die Lippen kreiste.
Sie hatten es geschafft!
Ihre Blicke trafen sich. Ein jeder sah den Glanz in den Augen des anderen. Sie spürten beide das Leben in sich, das die alte Starrheit endlich abgelöst hatte.
»Es war Menschenblut!« hauchte der Earl.
»Ja, und es hat gutgetan.«
Der Vampir drehte den Kopf und warf einen Blick auf den neben ihm liegenden Küster. »Jetzt gehört er zu uns.«
»Richtig, wir sind zu dritt.«
»Nehmen wir ihn mit?«
»Nein, wir lassen ihn liegen. Er soll die Süße des Todes auskosten, um anschließend die reine Gier zu spüren, unter der wir so lange gelitten haben.«
Die Geschwister waren sich einig. Sie gönnten ihrem Opfer keinen Blick mehr, als sie sich erhoben.
Ihre Bewegungen wirkten im Vergleich zu früher elastisch und frisch.
Kein Taumeln mehr, kein Schwanken oder Schlurfen. Sie gingen wie normale Menschen über die Straße und wurden von der Dunkelheit verschluckt.
Zurück blieb der Küster…
Wenn er privat unterwegs war, trug er nie ein Kreuz. Diesen Fehler hatte der Mann mit den grauen, strähnigen Haaren bereuen müssen. Wie tot lag er nahe des Grabens, aber es verging ungefähr eine Stunde, bis durch seinen Körper ein Zucken lief, das am rechten Bein begonnen hatte.
Morgan Ball erwachte.
Er stand auf, wußte, daß er ein anderer geworden war, und verspürte einen immensen Hunger.
Ohne daß es ihm zuvor mitgeteilt worden wäre, ahnte er, wo er diesen Drang stillen konnte.
Bei den Menschen im Dorf…

***

Die Wolkenberge über mir am Himmel sahen aus wie gemalt, der dunkelgrüne Leih-Rover schnurrte fast so wie ein Bentley. Als die grelle Sonne zwischen den Wolkenlücken hervorkroch, setzte ich die Sonnenbrille auf.

Nach einer Weile hielt ich an. Auf der Fahrbahn lag ein blaues Fahrrad.

Ich stieg aus, blieb für einen Moment neben dem Drahtesel stehen und fragte mich, warum dieses Fahrrad noch von keinem anderen Autofahrer von der Straße geholt worden war.

Immerhin war an den dunklen Bremsstreifen zu erkennen, daß ich nicht der erste Autofahrer gewesen war, der dieses ungewöhnliche Hindernis entdeckt hatte.

Das mußte ein schwerer Sturz gewesen sein, denn das Hinterrad war ziemlich verbogen. Wo aber war der Radfahrer? Als ich die Fahrbahn und die Gräben rechts und links absuchte, entdeckte ich auf dem Teer Blut!

Menschenblut - Tierblut? Genaueres konnte ich nicht sagen, aber ich tippte auf ersteres.

Neben mir schimmerte dunkles Wasser im Graben. Ich sah auch zerdrücktes oder zertrampeltes Gras, als hätte dort jemand gelegen. Im Gras entdeckte ich weitere Blutflecken.

Das ließ mich sehr nachdenklich werden. Die Spuren wiesen auf einen völlig normalen Unfall hin, wie er leider überall passierte. Dennoch fragte ich mich, weshalb niemand das Rad von der Fahrbahn geräumt hatte.

Ich hatte Blut im Gras gesehen und auch auf dem Straßenbelag, fand aber niemanden. Möglicherweise war der Verletzte mitgenommen worden.

Ich zog das Rad von der Fahrbahn und wollte im Ort den Unfall melden.

Ich stieg wieder in den Rover und dachte an London zurück. Ich hatte meinen Chef, Sir James, erst überzeugen müssen, daß ich unbedingt zum Wark Forest mußte.

Er war skeptisch gewesen, ebenso wie Suko. Ich hatte gewissermaßen als Beweis für meine Worte das Siegel der Templer auf den Tisch gelegt.

Natürlich kannte auch Sir James die Geschichte um Richard Löwenherz.

Ich erklärte, daß er wahrscheinlich als Hector de Valois wiedergeboren war, und dieser de Valois in mir.

Dann war da noch das Problem Jane Collins.

Van Akkeren hatte sie entführt. Er wollte ebenfalls das Geheimnis des Dunklen Grals ergründen. Dies klappte nur, wenn er den Templern auf der Spur blieb, und das wollte ich auch. Zudem hoffte ich, zwei oder

drei Fliegen mit einer Klappe schlagen zu können.

Schon sehr bald konnte ich die Häuser von Wark sehen und auch die schlanke Spitze des Kirchturms, der in den Himmel ragte.

Der Ort wirkte verschlafen. Viel Landwirtschaft, ich sah die weiten Felder, über die Trecker gesteuert wurden. Auch Koppeln mit Pferden entdeckte ich, ebenso eine Schafherde, um die mehrere Hunde rannten.

Schon von weitem machte der Ort einen sehr sauberen Eindruck. Hier gab es keine Industrie, die die Luft verschmutzte. Ein Lieferwagen kam mir entgegen. Der Wind rüttelte an der hoch aufragenden Ladung.

Ich blieb auf der Straße, fuhr in den Ort hinein und folgte dem Bogen, den die Straße beschrieb.

Er führte mich hinein in das Zentrum. Alte Häuser, viel Backstein, ein Markplatz, hohe Ulmen, Bäume, zwei kleine Denkmäler, Gasthäuser, ein Haus, das sehr offiziell aussah.

So konnte ich den Dorfkern beschreiben und durfte auch nicht den Marktplatz vergessen, auf dem einige Verkaufsstände standen. Ich fand in einer kleinen Seitenstraße einen Parkplatz und wurde beim Aussteigen von zwei Frauen beobachtet.

An sie wandte ich mich.

Die beiden stellten ihre Einkaufstaschen ab und musterten mich skeptisch. Fremde ließen sich wohl nicht sehr oft in dieser Stadt sehen.

Freundlich grüßte ich und fragte nach einem Konstabler Parker, bei dem ich angemeldet war.

»Dann sind Sie der Mann aus London?«

»Ja.«

»Das hat sich schon herumgesprochen.«

Mein Lächeln wurde süßsauer. Ich schien inzwischen zu einer kleinen Attraktion geworden zu sein.

»Sind Sie ein Kollege?« fragte die zweite Frau. Sie trug einen karierten Mantel und eine Wollmütze. »So etwas Ähnliches.«

»Da müssen Sie wieder zurückgehen«, sagte die andere und setzte eine Brille auf. »Am Markt vorbei und auf das Haus mit dem grünen Anstrich zu. Da sitzen alle.«

»Wer alle?«

»Diese Behörden.«

»Ach so.«

Ich bedankte mich höflich und marschierte los. Um den Markt schritt ich herum und entdeckte schon sehr bald das Haus mit dem grünen Anstrich. Zur Tür führte eine Treppe hoch.

Ich klingelte sicherheitshalber, obwohl die Tür nicht verschlossen war.

Dahinter lag ein Flur. Zwei dunkle Bänke warteten auf Besucher. Türen mit Glaseinsätzen führten zu verschiedenen Räumen. Auf einen Glaseinsatz war »Police« gepinselt worden. Dort klopfte ich an, öffnete und sah mich einem Mann gegenüber, der heftig hochzuckte, denn er war mit seinem Kreuzworträtsel sehr beschäftigt gewesen.

»Können Sie denn nicht anklopfen?«

»Das tat ich.«

»Demnächst lauter.«

Ich nickte und sah mir den Knaben an. Er trug die blaue Uniform. Sein sandfarbenes Haar war kurz geschnitten und gescheitelt. Ein ebenfalls sandfarbener Oberlippenbart wuchs unter seiner rüsselförmigen Nase. »Sie sind Konstabler Parker?«

»Natürlich.«

Ich streckte ihm über den Wurmstichen Schreibtisch hinweg die Rechte entgegen. »Mein Name ist Sinclair, John Sinclair…«

»Ähhmmm…« Er wurde plötzlich verlegen. »Der Oberinspektor aus London?«

»Sehr richtig.«

Parker schluckte. »Ach so, ja, ich habe das Klopfen doch gehört, wenn Sie verstehen.«

»Natürlich.«

Er trat um seinen Schreibtisch herum und bot mir einen Besucherstuhl an, auf dem ich mich niederließ, nachdem ich meinen Mantel aufgehängt hatte. Er schenkte mir Tee ein. Die Zigarre lehnte ich ab. Die qualmte Parker selbst. Er wirkte nervös.

»Man bekommt nicht jeden Tag Besuch aus London. Und dann noch ein Oberinspektor.«

»So schlimm ist es nicht.« Parker paffte drei Wolken, ich nahm einen Schluck Tee. Er kannte den Grund meines Besuches nicht genau und war natürlich dementsprechend neugierig, beinahe aufgeregt.

Ich spannte ihn auch nicht mehr lange auf die Folter und erklärte ihm, weshalb ich gekommen war.

»Es hatte sich herumgesprochen, daß bei Ihnen Tiere angefallen worden sind, weil jemand deren Blut trinken wollte.«

Mit offenem Mund starrte er mich an und merkte nicht einmal, daß hellgraue Asche von seiner Zigarre auf den Boden fiel. »Wie?«

»Ist nicht das Blut von Tieren getrunken worden, Mr. Parker?«

»Das sagt man wohl oder nimmt es an.«

»Und ich habe etwas von Vampiren gelesen.«

Da wurde er rot. »Sir, das ist nicht von mir.« Er wedelte mit beiden Händen. »Um Himmels willen, ich habe das Märchen nicht in die Welt gesetzt. Das waren die Reporter.«

»Falls es ein Märchen ist.«

Sein Mund klappte zu. »Sagen Sie bloß, Sie nehmen das für bare

Münze?«
»Wäre ich sonst hier?«
Als er lächelte, wirkte es so, als wollte er mich auslachen. »Sir, ich kann Ihnen da nicht folgen. Ich meine, wir leben ja in einer verflucht einsamen Gegend. Es kommen selten Fremde nach Wark, und manche Menschen sind noch abergläubisch. Doch was dieses Vampir-Märchen angeht, kann ich Ihnen nicht folgen.«
»Ist es denn wirklich so unwahrscheinlich?«
»Ja, Sir. Sie hätten mich nur anzurufen brauchen, ich hätte Ihnen alles erklären können.«
»Hm.« Ich nickte und hob einen Arm an. »Da ist aber noch eine Sache. So einsam und verlassen die Gegend auch wirkt, aber sie ist geschichtsträchtig. Hat hier nicht einmal Richard Löwenherz gewirkt?«
Er war erstaunt. »Das wissen Sie?«
»Ja.«
»Es stimmt. Er war mal hier, noch vor seiner großen Zeit und vor den Kreuzzügen.«
»Gibt es darüber Unterlagen?« Ich schüttelte den Kopf. »Das ist wohl der falsche Ausdruck. Vielleicht Chroniken?«
»Bei mir nicht.«
»Sondern?«
»Wir haben hier in Wark einen alten Lehrer, unseren Mr. McFisher. Er hat sich mit der Geschichte beschäftigt.«
»Und der Mann ist greifbar?«
»Ja.«
»Dann möchte ich gern mit ihm sprechen.«
»Soll ich ihn anrufen?« Der Konstabler griff bereits zum Telefonhörer, doch ich winkte ab.
»Das können Sie gleich machen, ich habe da noch eine Sache auf dem Herzen.«
Er nahm die Hand wieder zurück und drehte den Stuhl in eine andere Richtung, weil ihm das plötzlich hereinfallende Sonnenlicht direkt ins Gesicht schien.
»Was denn, Sir?«
»Auf der Fahrt hierher lag ein Hindernis auf der Straße.«
»Das Fahrrad.«
Jetzt war ich überrascht. »Sie wissen davon?«
»Ja. Man hat es mir gesagt. Ich hätte es auch längst abholen lassen, aber ich wollte auf Sie warten.«
»Weshalb hat es dann kein anderer weggenommen?«
Parker lachte etwas bitter. »Sie kennen doch die Leute, Sir. Die wollen damit nichts zu tun haben.«
»Das ist manchmal leider so. Wissen Sie denn, wem das Rad gehört?«

»Klar. Morgan Ball, unserem Küster.« Parker grinste. »Das ist ein besonderer Typ. Er ist keiner Feier abgeneigt. Meist fährt er in der Nacht ziemlich steif nach Hause, das kennen wir. In der letzten muß es ihn besonders hart erwischt haben, denn umgekippt ist er selten.« Der Konstabler winkte ab. »Ich wüßte nur nicht, was das mit Ihrem Besuch hier zu tun hat.«

»Im Prinzip nichts«, erwiderte ich leise. »Ich wurde nur mißtraurisch, als ich die nähere Umgebung der Unglücksstelle untersuchte. Ich fand nämlich Blut auf der Fahrbahn und im nahen Gras.«

»Menschenblut?«

»Davon gehe ich eigentlich aus.«

Mein Gegenüber schabte über sein Kinn. Meine Antwort hatte ihn verlegen gemacht. »So genau weiß ich da auch nicht Bescheid. Wie gesagt, bisher ist nichts passiert. Ich nehme an, daß der Küster zu Fuß in den Ort zurückgekehrt ist und jetzt erst mal irgendwo seinen Rausch ausschläft. Gegen Abend ist er dann wieder wach.«

»Dennoch möchte ich der Sache gern nachgehen, wenn Sie gestatten.«

»Meinetwegen, ich habe nichts dagegen. Nur halte ich persönlich nicht viel davon, aber wenn dieser Vorfall in das Mosaik Ihres Falls hineinpaßt, bitte schön.«

»Das wird er wohl.«

»Wo wollen Sie denn zuerst hin? Zum Lehrer oder zum Küster?«

»Wenn Morgan Ball erst noch seinen Rausch ausschläft, möchte ich ihn als zweiten besuchen.«

»Das wäre auch besser.« Der Konstabler blickte auf die Aschenspitze seiner Zigarre. »Sie können ja sagen, was Sie wollen, Sir, aber Ihre Vampir-Theorie glaube ich nicht. Vampire?« Er hob die Schultern. »Die gibt es doch nicht - oder?«

»Ich bin da anderer Ansicht.«

»Aber welchen Grund haben Sie, hier nach Vampiren zu suchen? In einem kleinen Ort wie Wark, der überhaupt nichts Düsteres an sich hat. Das verstehe ich nicht. Oder verlassen Sie sich allein auf den Zeitungsartikel?«

»Nein. Es gibt da noch einen Hinweis.«

»Welchen denn?«

»Er liegt lange zurück. Fast 800 Jahre.« Das erstaunte Gesicht des Konstablers sah ich nicht, weil es hinter einer grauen Rauchwolke verschwunden war. »Dieser Hinweis hängt mit der Gestalt zusammen, die wir vorhin kurz erwähnt haben, Richard Löwenherz nämlich.«

»Gab es denn damals schon Vampire?«

»Anscheinend ja, wenn ich einer alten Legende glauben darf.«

»Das ist doch unmöglich.«

»Angeblich soll er einige Blutsauger getötet haben, die in einer alten

Burg hier in der Nähe hausten.«
Parker nickte. »Das könnte eigentlich nur das Luna Castle sein.«
»Möglich. Haben die Blutsauger dort gehaust?«
»Weiß ich nicht. Mir ist nur bekannt, daß diese Burg vor Jahrhunderten niedergebrannt wurde. Das Gestein war allerdings wetterfest, so daß es heute noch vorhanden ist. Wenigstens die Reste. Sie wissen ja, wie das mit den normannischen Burgen war. Die sind heute wahre Kultstätten für Historiker.«
»Luna hieß der Besitzer. Ein seltsamer Name.«
»Finde ich auch. Das heißt ja Mond…«
»Und Vampire lieben das Mondlicht.«
Parker lächelte. »Ist das nicht zu weit hergeholt?«
»Kann sein, muß aber nicht.« Ich stand auf. »Wie sagten Sie, hieß dieser alte Lehrer?«
»McFisher.«
»Okay, jetzt können Sie ihn anrufen und fragen, ob er Zeit für mich hat. Es wird nicht lange dauern.«
»Was tut man nicht alles für einen Kollegen aus London?« Er legte die Zigarre weg und hob den Hörer ab.
Ich hatte das Gefühl, als würde er mich nicht ernst nehmen. Das störte mich nicht, so erging es mir öfter. Nur hatte es oft genug für die Unbeteiligten und Ungläubigen ein böses Erwachen gegeben…

***

Morgan Ball, der Junggeselle und Neu-Vampir, war verrückt in seiner Gier nach Blut.
Er wankte rechts neben der Straße über den weichen Grasboden, keuchte, röchelte und rief hin und wieder mit lauter Stimme seine Sucht in die Nacht hinein. Er wollte Blut. Menschenblut…
Doch niemand war in der Nähe. Mutterseelenallein wankte er weiter, fixiert auf seine neue Sucht und auf den kleinen Ort Wark, den er kannte und in dem er sich verstecken wollte.
Noch war es dunkel, und er mußte die Zeit der Finsternis ausnutzen.
Wenn er nur an helles Sonnenlicht dachte, durchfuhr ihn schon ein Schüttelfrost, deshalb mußte er vor Anbruch der Helligkeit ein Versteck gefunden haben.
Aber nicht in seiner Wohnung.
Der Küster bewohnte ein Zimmer in einem kleinen Anbau neben der Kirche. Mehr brauchte er nicht. Dahin konnte er nicht zurück, denn an der Wand der Tür gegenüber hing das Zeichen, vor dem er sich noch mehr fürchtete als vor der Sonne.
Es war das Kreuz!
Allein der Gedanke daran verursachte ihm schon körperliche Schmerzen, und er verfluchte es.

Als er die ersten Häuser erreichte, wurde er noch vorsichtiger. Er hielt sich stets in deren Schatten und lief auch nicht an der normalen Straße entlang, sondern nahm die schmalen Pfade zwischen den einzelnen Gärten und kleinen Lauben.

Aber auch dort lauerten Gefahren. Die meisten Einwohner besaßen Haustiere. Und da waren die Hunde in der Überzahl.

Nicht nur einmal hörte er ein scharfes Bellen und Knurren. Plötzlich schoß ein wuchtiger Körper aus der Dunkelheit heran. Er sprang über einen Zaun, so daß er dicht vor dem Vampir stand und ihn anspringen wollte.

Im letzten Augenblick hielt er sich zurück. Etwas warnte den großen Hund, der mit besseren Sinnen ausgestattet war als ein Mensch. Er spürte die Gefahr.

Es war einer dieser Hirtenhunde, die wirklich kaum Angst kannten. Doch das Tier zog plötzlich den Schwanz ein, begann zu winseln und zog sich langsam zurück.

Morgan Ball aber lachte. Es war ein widerliches Geräusch, das da aus seiner Kehle drang. Kein menschliches Lachen mehr, eher ein trocken klingendes Hecheln, und der Hund hatte verstanden. Er verschwand…

Der Vampir hatte gewonnen und setzte sich wieder in Bewegung.

Manchmal fühlte er wie ein Mensch. Dann erfaßte ihn wieder der Schwindel. Es würde später schlimmer werden, wenn er kein Blut bekam, deshalb mußte er es sich besorgen.

Wenn er nach links schaute und sein Blick nicht mehr durch die Rückfronten der Häuser eingegrenzt wurde, hätte er den Kirchturm als Schatten in die Luft ragen sehen können, aber das wollte er auf keinen Fall. Was früher seine Heimat gewesen war, haßte er plötzlich. Mit diesen Dingen konnte und wollte er nichts mehr zu tun haben, denn sie waren für ihn jetzt absolut tödlich.

Er hielt sich mehr rechts, wo einige kleine Handwerksbetriebe lagen. Unter anderen war in einem der Häuser eine Schreinerei untergebracht.

Aber auch Landmaschinen reparierte der Mann, der von seinem Sohn unterstützt wurde. Um die Geräte und das Holz zu lagern, besaß er einen Schuppen, dessen Tür nur selten abgeschlossen war.

Nur wenige Minuten nach der Begegnung mit dem Hund hatte der Vampir sein Ziel fast erreicht. Er schlich über den Vorhof, wo zur Reparatur hergeschaffte Landmaschinen standen, zur Holztür des Schuppens.

Nicht einmal der breite Riegel war nach unten geklappt worden.

Ball packte die Tür an der Seite und zog sie auf. Sie schleifte zwar über den Boden, aber das Geräusch hörte niemand. Die Menschen schliefen tief und fest.

Ein sattes Grinsen huschte über die Lippen des Vampirs, als er in den

stockfinsteren Schuppen schlich. Es roch nach Holz, das hier lagerte.

Man hatte es gestapelt. Zwischen den Stapeln waren die Wege so breit, daß Ball problemlos hindurchgehen konnte. Er sah die lange Säge, große Hobelbänke und Werkzeug, das in falschen Händen zu gefährlichen Mordwaffen werden konnte.

Besonders stachen ihm die schmalen Schnitzeisen ins Auge. Er würde sich schon zu wehren wissen.

Hinter einem Holzstapel fand er sein Versteck. Er paßte genau in die Lücke zwischen Holz und Wand.

Hier würde ihn so leicht keiner entdecken, und er konnte beruhigt abwarten, bis jemand den Schuppen betrat.

Dessen Blut war ihm sicher…

***

Auch zwei andere Gestalten waren in diesen späten Nachtstunden noch unterwegs.

Die Vampir-Geschwister.

Sie fühlten sich so wohl wie seit vielen Jahrhunderten nicht mehr.

Endlich - endlich hatten sie das für sie so wichtige Blut getrunken. Sie fühlten sich gut. Ständig schienen neue Kraftströme durch ihre Körper zu schießen. Das Laufen bereitete ihnen keine Schwierigkeiten mehr, sie hatten manchmal sogar das Gefühl, als würden sie fliegen und sich vom Nachtwind tragen lassen.

In den vergangenen Jahrhunderten war viel passiert. Es hatte Umwälzungen gegeben, Städte waren entstanden, Dörfer wurden gebaut, neue Häuser. Kriege hatten wieder viel von dem Erbauten zerstört, aber die Menschen gaben nicht auf und bauten weiter.

Doch eines hatten sie nicht vernichtet oder beseitigt: Die Trümmer von Luna Castle!

Und diese Trümmer waren das Ziel der beiden Blutsauger.

Den Ort Wark konnten sie umgehen. Sie schlugen den Bogen an der linken Seite entlang und konnten die Häuser nur als dicht zusammenwachsende Schatten erkennen.

Vor ihnen lag eiri weit gezogener Hang, auf dessen runder Kuppe früher die wuchtigen Mauern von Luna Castle gestanden hatten. Heute waren nur noch Trümmer vorhanden, auch sie konnten von ihnen nicht mehr entdeckt werden, weil Buschwerk und Gras die meisten Steine überwuchert hatte.

Trotz der Veränderung fanden sie den Weg. Mondlicht begleitete sie hin und wieder. Es schien zwar auf sie nieder, aber als Blutsauger warfen sie keine Schatten.

Und so näherten sie sich ihrem Ziel.

»Heimat!« keuchte der Earl plötzlich. »Ich spüre die Heimat. Sie wird uns Schutz geben.«

»Es ist niedergebrannt worden, Bruder!«

»Aber nicht die alten Verliese. Dort werden wir uns tagsüber verkriechen. Wer sollte je hineingegangen sein? Die Menschen hatten Angst, sie wußten, daß dieser Ort verflucht war.«

»Du bist sehr sicher.«

»Ich habe lange genug warten müssen…«

Margot sagte nichts mehr, bis sie den Platz erreicht hatten und sich wie Schatten durch das hochwachsende und sich im Wind bewegende Gras glitten. Ja, sie fanden noch die Mauern, kletterten auf die Reste, standen dort und wandten ihre Gesichter der fast vollen Mondscheibe entgegen.

Sie tankten sein Licht, dachten an das Blut der Menschen und gebärdeten sich wie Kinder, die endlich ein geliebtes Spielzeug erhalten hatten.

Vergessen hatten sie nichts, und so gingen sie weiter, um die Stellen zu suchen, von denen aus sie in die Tiefe der Verliese klettern konnten.

Alles war überwuchert. In der Dunkelheit fiel es ihnen sehr schwer, nur war es ihnen nicht möglich, bei Tageslicht zu suchen, da hätten die Strahlen der Sonne sie vernichtet.

»Es kann doch nicht alles weg sein!« zischte der Earl of Luna. »Ich sehe nichts.«

Margot gab keine Antwort und suchte weiter. Sie blieb etwa zwanzig Yards von ihrem Bruder entfernt stehen. Der Wind wehte das Kleid gegen ihren mageren schmutzigen Körper und hob das fahle Blondhaar hoch wie ein verknotetes Wollknäuel.

»Hier bin ich früher zu den Särgen gegangen!« rief sie ihrem Bruder entgegen, der nach dieser Bemerkung zu ihr trat.

Neben ihr blieb er stehen. Beide blickten zu Boden, denn sie wußten, daß es früher einen Einstieg gegeben hatte, eine Steinklappe, die hochgehoben werden mußte.

Nichts war mehr da…

Aber sie suchten weiter. Auch dort, wo der Westflügel mit dem hohen Turm gestanden hatte. Vom Turm aus hatte man auch in die Unterwelt der Burg steigen können.

Das war ihre letzte Chance.

Es standen noch Reste. Mauern, über die der Wind hinweggeweht war und eine lange Zeit Vegetation hatte wachsen lassen. Das hellgraue Gestein war zwischen dem sperrigen Buschwerk verschwunden. Sie mußten es erst abbrechen und zur Seite drücken, um die Mauern überhaupt erkennen zu können.

»Hier war es«, sagte Margot.

Ihr Bruder hatte sich gebückt. Er gab schluchzende Laute von sich, als er über den Untergrund strich und nach den Resten der

verborgenen Treppe suchte.

Und er fand etwas.

Einen viereckigen Stein!

Plötzlich richtete er sich auf. Mit einem Sprung erreichte er seine Schwester, packte sie und zog sie zu sich heran. Dann drehte er sie um und deutete schräg zu Boden.

»Da ist es!«

Margot ließ sich auf die Knie fallen. Sie fühlte nach. Dabei brachen die langen Nägel ab, doch das störte sie nicht. Schließlich hatte sie die genauen Abmessungen ertastet.

Als sie sich hinkniete, zuckte ein Lächeln über ihr Gesicht, und in den Augen lag ein kaltes Leuchten. »Ja, Bruder, du hast recht, da ist es. Wir werden bald hineingehen können, und in dieser Zeit ist niemand da, der uns stoppen kann. Kein Richard Löwenherz…«

***

Wark war ein kleiner Ort. Alles war überschaubar und lag dicht beisammen, deshalb brauchten wir nicht lange zu laufen, um unser Ziel zu erreichen.

Der Konstabler hatte den alten Lehrer angerufen und sich Fred McFishers Zustimmung geholt.

»Der scheint richtig scharf darauf gewesen zu sein, daß in seinen Alltag wieder Farbe hineinkommt«, sagte der mich begleitende Konstabler Parker.

»Ist McFisher ein Sonderling?«

»Na ja, einer eben von früher, der noch in der Dorfschule unterrichtet hat. Da gab es ja mehrere Klassen in einer. Man kennt ihn eben. Sein Hobby ist das Forschen. Er sucht in alten Büchern herum, in Chroniken über unsere Gegend und weiß über die Geschichte bestens Bescheid.«

»Lebt er allein?«

»Ja, er ist Witwer.« Parker hob die Schultern. »Seine Frau starb vor fünf Jahren.«

Mir gefiel der kleine Ort. Man hatte das Gefühl, sich in einer Idylle zu bewegen. Die alten Häuser, die netten Menschen, die uns grüßten. Viel Grün war vorhanden, und es störte mich auch nicht, daß der Wind durch die Straßen fegte und mir ins Gesicht fuhr.

McFisher wohnte nicht direkt an der Straße, sondern in einem Hof. Wir mußten unter einem gebogenen Torbogen herschreiten und blieben auf einem verträumten Fleckchen Erde stehen, das zu einer Idylle ausgebaut worden war. Niedrige Häuser, blitzende Scheiben in den Fenstern, mehrere Bänke, die von einer Frau gereinigt wurden, und Hausfronten, an denen Efeuranken wie dünne Schlangen in die Höhe wuchsen.

Sie hatten sogar die dunklen Dachrinnen erreicht und bogen sich darüber hinweg.

Als die Frau uns sah, hielt sie mit ihrer Arbeit inne und winkte uns zu. Wir grüßten zurück. Der Konstabler wechselte noch einige Worte mit ihr, dann deutete er auf ein Haus, das auf der linken Seite lag und eine weiß gestrichene Tür hatte.

»Da wohnt der alte Lehrer.«

Er hatte wohl am Fenster gestanden und uns erwartet, denn er öffnete die Tür, bevor wir geklingelt hatten.

Fred McFisher gehörte zu den Menschen, die man nie mehr vergißt, wenn man sie einmal gesehen hatte. Von seinem Gesicht erkannten wir nicht viel, weil es von einem weißen wuchernden Bart, der nahtlos in die ebenfalls schlohweiße Haarpracht überging, fast verdeckt, wurde. Was von der Haut zu sehen war, konnte man als Schnitzwerk zahlreicher Falten bezeichnen, in denen zwei hellwache Augen blitzten.

Neben ihm stand ein Hund. Ein zottiges Exemplar mit dickem Fell. »Geh rein, Mr. Moon«, sagte McFisher mit dunkler, volltönender Stimme, und der Hund trollte sich.

»Hier sind wir, Fred!«

»Das sehe ich, Parker.« Dann blickte der Lehrer mich an. Prüfend, wie ich fand. Diese Prüfung schien wohl zu meinen Gunsten ausgefallen zu sein, denn er lächelte. »Sie sind also der Mann aus London.« Er reichte mir die Hand. »Seien Sie mir willkommen.«

»Danke sehr. Ich heiße übrigens…«

»Geschenkt, das hat mir Parker schon gesagt. Und der Name Sinclair ist gut zu behalten.«

»Brauchen Sie mich noch?« fragte der Konstabler.

»Nein, eigentlich nicht.«

»Dann gehe ich jetzt. Ich muß noch einen Besuch machen und eine Runde durch den Ort drehen.«

»Das macht er immer«, erklärte der Lehrer. »Oft genug kommt er schwankend ins Büro zurück.«

Parker wurde rot. »Wie kannst du so etwas behaupten, du Starrkopf?«

»Weil es stimmt.« Er nickte mir zu. »Kommen Sie, Mr. Sinclair, drinnen ist es gemütlicher.«

Ich mußte innerlich über die beiden Männer grinsen und folgte McFisher in das Haus. Die Decken waren niedrig, sonst war es gemütlich. Im Arbeitszimmer des ehemaligen Lehrers roch es nicht nur nach Büchern, sondern auch nach Tee, den der Mann inzwischen aufgebrüht hatte.

»Sie trinken doch eine Tasse - oder?«

»Gern.«

»Habe ich mir gedacht.« Er deutete auf einen Lehnstuhl. »Nehmen Sie da Platz, der ist bequem.«

Ein weiches Kissen machte das Sitzen zu einem Vergnügen. Die Beine streckte ich aus und hätte fast den Hund berührt, der es sich zwischen uns auf dem Teppich gelegt hatte.

Der Lehrer brachte den Tee. Auf einem kleinen Tisch neben dem Sessel konnte ich die breite Schalentasse abstellen. Kandiszucker stand auch bereit, ich süßte nur ganz leicht.

Wir tranken, sprachen über London, und ich berichtete, was ich tat.

»Sie gehen also außergewöhnlichen Fällen nach. Mr. Sinclair.«

»Das kann man so sagen.«

»Dann sind Sie ein Einzelgänger. Etwa so wie ich. Die Leute hier, so nett sie auch sein mögen, zeigen für mein Hobby kaum Verständnis. Für sie sind die irgendwie leicht irre, die sich mit der Vergangenheit beschäftigen.«

»Ist sie denn interessant?«

»Und wie.« Er trank den Tee schlürfend. Daß sich einige Tropfen in seinem Bartgeflecht verirrten, störte ihn nicht weiter. »Jetzt sagen Sie mir nur noch, Mr. Sinclair, weshalb Sie wirklich gekommen sind. Wieso gerade nach Wark?«

»Es basierte auf einem Zeitungsartikel.«

»Diese angebliche Vampirsache?«

»Ja.«

McFisher schüttelte den Kopf. So wie er mich jetzt anschaute, mußte er früher seine Schüler angeblickt haben, wenn sie ihm eine nicht genügende Antwort gaben. Er bewegte schüttelnd seinen Kopf.

»Ich will Ihnen ja nicht den Mut nehmen, aber jagen Sie da nicht einem Hirngespinst nach?«

»Vielleicht. Und ich wäre auch nicht allein wegen des Zeitungsartikels gekommen, wenn es nicht noch einen zweiten Grund gegeben hätte. Der hat einen bestimmten Namen. Richard Löwenherz.«

McFisher verengte die Augen. »Und das meinen Sie im Ernst?«

»Genau.«

Er räusperte sich. »Richard Löwenherz. In der Tat hat er hier gewirkt. Vor allerdings fast 800 Jahren.«

»Spuren lassen sich doch immer finden.«

»Das stimmt. Nur, was hat Richard Löwenherz mit Ihren Vampiren zu tun, Mr. Sinclair?«

»Ich habe über ihn einen Bericht gelesen, in dem er auch als Vampirjäger bezeichnet worden ist.«

Der Lehrer sagte zunächst nichts. Er rührte den Tee um und starrte dabei aus dem Fenster, als hätte er Angst, mir ins Gesicht sehen zu müssen. »Und das haben Sie gelesen?« fragte er.

»Sicher.«
»Wo?«
»In einem alten Buch, das mir eine gute Bekannte gezeigt hat. Mystik des Mittelalters lautete der Titel.«
»Ich kenne es.«
»Dann brauche ich nichts mehr zu sagen. Richard Löwenherz wird Ihnen ebenfalls bekannt sein.«
»Ja, das ist er.«
»Und stimmt es, daß er hier Vampire gejagt hat?«
»Auch. In der Nähe gibt es die Trümmer einer alten Burg, Luna Castle. Diese Burg wurde damals von der Familie Luna bewohnt, dem Earl of Luna und seiner Verwandtschaft. Ihnen sagte man nach, daß sie Vampire waren und diese Gegend terrorisiert hätten, bis es Richard Löwenherz gelungen war, Männer und Frauen um sich zu versammeln, die sich der Brut stellten und sie letztendlich auch vernichteten.«
»Alle?«
Der Mann strich durch seinen Bart. »Das ist so eine Sache«, sagte er leise. »Ob sie die gesamte Vampirbrut vernichtet haben, kann ich nicht sagen. Ich rechne aber damit.«
»Sie wissen es nicht.«
»Nein.«
»Gibt es keine Geschichte darüber?«
Er nahm wieder seine Tasse hoch. »Wenn es sie je gegeben haben sollte, ist sie im Sand der Geschichte versickert. Das ist meine Ansicht, Mr. Sinclair.«
»Dann möchte ich den Sand wieder aufwühlen.«
»Weshalb?«
»Ich rechne damit, daß damals nicht alle Vampire aus dem Luna-Clan vernichtet wurden.«
»Meinen Sie, daß welche überlebt haben könnten?« Spott funkelte in den Augen des Fragestellers. McFisher hatte sich bequem zurückgesetzt und die Hände vor der Brust verschränkt. Er trug einen dicken, aber locker fallenden Pullover und eine grüne Hose aus festem Winterstoff.
»Davon gehe ich aus.«
McFisher nickte. »Und woher nehmen Sie den Mut zu dieser Annahme, Mr. Sinclair?«
»Da ist der Zeitungsbericht.«
»Unsinn, es sind ein paar Tiere angefallen und ausgesaugt worden. Das ist hier schon immer passiert.« Plötzlich wurde er nachdenklich, als er seine eigene Antwort näher betrachtete. »Schon immer«, wiederholte er sich. »Verdammt, ich bin ein Tüftler, ein Sucher. Jetzt erst fällt es mir auf. Blutleere Tiere hat es hier auch in den

vergangenen Jahrhunderten gegeben, mal mehr, mal weniger.«
»Sehen Sie.«
Er holte schniefend Luft. »Aber das kann nicht alles sein, auf das man sich stützen muß.«
»Ist es auch nicht, Mr. McFisher. Hinzu kommt noch der Bericht über Richard Löwenherz.«
»An dem scheint Ihnen wohl viel zu liegen, wie?«
»Da haben Sie recht. Ich kann Ihnen auch einen der Gründe zeigen. Geben Sie acht.« Ich griff in die Tasche und holte das von mir in Jugoslawien gefundene Beweisstück hervor. Von der Handfläche rutschte es ab und blieb auf dem Tisch zwischen uns liegen.
McFisher starrte es an. Fahrig wischte er plötzlich über sein schlohweißes Haar. »Das ist es!« flüsterte er. »Großer Lord, das ist das Siegel der Templer…«

***

Ich nickte nur und ließ mir meine Überraschung nicht anmerken, weil der Lehrer das Siegel kannte. Er starrte darauf, dann sah er mich an, anschließend wieder das Siegel, bevor er den Arm ausstreckte und es vorsichtig mit seinen Fingerspitzen berührte. »Darf ich es an mich nehmen?« fragte er leise.
»Bitte.«
Er hob es so vorsichtig hoch, als wäre es das wertvollste Kleinod der Welt. Aus der Hosentasche nahm er ein Etui mit Brille. Er setzte die beiden Gläser vor seine Augen und schaute sehr genau hin. Es erschien so, als wollte er jedes Detail mit seinen Blicken abtasten. Dabei nickte er sich stets selbst zu.
»So etwas«, flüsterte er. »Das ist ein Siegel, nein, es ist mehr. Es hat einmal Richard Löwenherz gehört. Der Löwe zeigt es deutlich an. Der englische Löwe, ein Zeichen der Templer.« Plötzlich hob er seinen Kopf.
»Wo haben Sie es her, Mr. Sinclair?«
»Ich fand es, wenn Sie so wollen, in der Fremde. In einem fremden Land, in Jugoslawien.«
»Und wie ist es dort hingekommen?«
»Richard Löwenherz hat den dritten Kreuzzug angeführt. Erinnern Sie sich?«
»Natürlich, aber der ging nicht über Jugoslawien.«
»Es gab Splittergruppen.«
»Das ist die einzige Möglichkeit.« Er atmete tief durch. »Ich kann es noch immer nicht fassen. Besonders interessiert mich das Kreuz. Es ist einfach außergewöhnlich.«
»Das kann man wohl sagen. Kennen Sie es? Haben Sie schon einmal davon gehört?«

»Aber ja.«
Jetzt war ich überrascht. »Wo?«
»Es wird in den alten Chroniken erwähnt. Dort steht geschrieben, daß Richard Löwenherz einen Talisman bei sich trug, der ihm Mut und Kraft für seine großen Taten gab. Auf dieses Kreuz muß er sich immer verlassen haben. Er hat damit große Siege errungen.«
»Vielleicht auch über die Vampire?«
»Das kann sein, aber vieles ist im Dunkel der Zeiten verschwunden. Man müßte eine Zeitreise machen, um sich näher damit beschäftigen und alles aufklären zu können.«
Sein Blick nahm einem schwärmerischen Ausdruck an. »Aber das ist leider nicht möglich.«
Es war möglich, das hatte ich am eigenen Leibe erfahren, aber ich hielt den Mund. McFisher sollte schließlich nicht alles wissen.
»Oft gibt es in der Gegenwart genügend Hinweise auf die Vorgänge in einer fernen Vergangenheit. Man braucht nur ein wenig Glück und Kombinationsgabe.«
Er blickte mich scharf an. »Sie reden, Mr. Sinclair, als wüßten Sie mehr darüber.«
»Das kann man sagen.«
»Und?«
»Mr. McFisher«, sagte ich leise. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen und auch von Ihnen eine Antwort haben, wenn es möglich ist. Schauen Sie genau her.«
Er sah mir zu, wie ich unter meine Kleidung griff und etwas hervorholte. Es war mein Kreuz, das auch auf der Abbildung vorhanden war. Es hing an der schmalen Silberkette, und ich legte es neben das Siegel auf den Tisch zwischen uns. »Bitte sehr, Mr. McFisher.«
Der Mann war so perplex, daß er kein Wort mehr hervorbrachte. Er starrte das Kreuz an, als würde er sich davor fürchten.
Zwischen uns stand das Schweigen. Der Hund hatte sich auf dem Teppich zusammengerollt und schlief.
»Ich kann es einfach nicht glauben!« flüsterte der alte Lehrer. »Aber das muß es sein.«
»Was genau?«
»Das Kreuz des Richard Löwenherz. Das hat er getragen auf seinen Reisen und bei seinen Kämpfen. Aber wie kommen Sie daran, Mr. Sinclair? Das ist mir unverständlich.«
»Und eine sehr lange Geschichte.«
»Ich habe Zeit.«
»Tut mir leid, ich kann Ihnen nicht sämtliche Einzelheiten erzählen. Zum Teil weiß ich sie selbst nicht, obwohl mir das Kreuz gehört.«
»Nein, Richard!« unterbrach er mich.

»Jetzt mir. Wahrscheinlich bin ich das letzte Glied einer langen Kette. Ich weiß es nicht, aber man hat mich einmal als Sohn des Lichts bezeichnet, Mr. McFisher.«

»Was ist das?«

»Die Frage ist sehr gut. Ich möchte ebenfalls noch herausfinden, was es bedeutet, doch es ist ein langer Weg zum Ziel. Vielleicht sogar zu lang für ein Leben.«

»Wer sind Sie, Mr. Sinclair?« Der Lehrer schien meiner letzten Antwort überhaupt nicht zugehört zu haben.

»Vielleicht der Nachfolger von Richard Löwenherz.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Auch mir fällt es schwer, aber ich bin nicht der einzige gewesen, der das Kreuz im Laufe der langen Irrfahrt besessen hat. Ich kenne noch jemanden.«

»Und wen?«

»Einen Franzosen, der im auslaufenden Mittelalter gelebt hat. Hector de Valois.«

Fred McFisher überlegte. Er murmelte den Namen einige Male hintereinander. »Ja, ich glaube, ihn schon gehört zu haben. Hector de Valois. Konnte man nicht auch ihn zu den Templern zählen?«

»Genau.«

»Und Sie?«

»Das ist eine schwere Frage, Mr. McFisher. Ich stamme aus Schottland. Vielmehr meine Eltern. Sie als Historiker wissen genau, daß die Schotten dem katholischen Glauben beigetreten sind und ihn auch behalten haben. Mit den Templern hatte ich bisher nichts im Sinn. Ich wußte, daß es sie gab, aber ich bin nun gezwungen worden, mich näher mit ihnen zu beschäftigen. Dabei erhebt sich die Frage, ob nicht alle Menschen, die einen Glauben haben, gleich sind. Ich bin nicht so vermessen und behaupte, daß mein Glaube der einzig Richtige ist. Dafür habe ich zuviel kennengelernt.«

Das Telefon schrillte. Unwirsch reagierte Fred McFisher. »Ausgerechnet jetzt.« Er sah so aus, als wollte er es läuten lassen, ich aber bat ihn, abzuheben.

»Ja, natürlich.«

Er meldete sich, lauschte einen Moment und faßte sich dabei an den Hals. »Was ist das? Eine Tote?«

Ich drückte mich aus dem Sessel hoch, packte das Kreuz und das Siegel ein, denn ich hatte plötzlich das Gefühl, als wäre die friedliche Stille vorbei.

»Gut, Parker, ich sage ihm Bescheid. Ja, ich komme auch mit, damit er den Ort findet.« Dann legte der pensionierte Lehrer auf.

»Was ist denn los?« fragte ich ihn.

»Man hat Betty Cernach gefunden. Sie ist die Frau eines

Holzhändlers. Sie war tot, einfach so.« Er starrte ins Leere.
»Wirklich nur so?« fragte ich.
»Ja, sie sah bleich aus, meinte Parker, und an ihrem Hals konnte man Blutflecken sehen.«
Ich schnickte mit den Fingern. »Mr. McFisher, ich will Sie ja nicht unnötig beunruhigen, aber ich glaube, wir sollten uns jetzt beeilen…«

***

Auf dem Hof standen mehrere Personen, die nicht wußten, was sie sagen sollten. Betretene Gesichter, in denen sich Trauer und Entsetzen abzeichneten, redeten eine deutliche Sprache und zeugten von dem Schrecklichen, das hier geschehen war.
Ich sah einen grauhaarigen Mann weinen.
Wahrscheinlich war es der Ehemann der Toten, die wir nicht entdecken konnten.
Konstabler Parker trat auf uns zu. Er schwitzte. Hilflos hob er die Schultern. »Es tut mir leid, aber die Dinge haben sich schrecklich entwickelt.«
»Wo liegt die Leiche?« fragte ich ihn.
Er deutete auf den Schuppen. Das Tor stand offen. Holzgeruch strömte hervor und geriet in unsere Nasen. »Dort ist es passiert. Ich habe sie schon wegbringen lassen.«
»Weshalb?«
»Die Familie wollte es so.« Er räusperte sich. »Die beiden Söhne sind mitgegangen.«
McFisher merkte, daß ich mich aufregte, und winkte ab. »Sie müssen Geduld haben, Sinclair«, sagte er. »In diesem Ort laufen auch Polizeiaktionen nicht so ab wie bei Ihnen in London.«
»Das habe ich auch bemerkt«
»Ich kann Sie ja hinbringen«, sagte der Konstabler, der sich in seiner Rolle nicht mehr wohl fühlte und etwas gutzumachen hatte.
»Darum möchte ich auch gebeten haben«, erklärte ich.
Gegen McFishers Begleitung hatte ich nichts einzuwenden. Wo konnte man eine Leiche hinschaffen? Ins Leichenschauhaus. Sicherlich gab es so etwas hier nicht, deshalb fragte ich.
McFisher gab die Antwort. »Wir haben hinter der Kirche eine kleine Leichenhalle. Die stellt praktisch die Nordgrenze des Friedhofs dar.«
»Betty liegt noch nicht im Sarg«, erklärte der Konstabler.
Die Kirche war nicht zu verfehlen. Wir erreichten den kleinen Vorplatz, auf dem ein Kreuz aus Stein stand, und gingen an der Kirche vorbei.
Der Schatten des Leichenhauses fiel schräg gegen den Boden. Es war ein schmuckloser Backsteinbau, auf dem Dach ragte ein dunkles Kreuz in den Himmel.

Die Tür stand offen. Dahinter war es düster, und ich verspürte plötzlich einen leichten Druck im Magen.

Da ich als erster ging, stieß ich auch zuerst mit dem Fuß gegen das weiche Hindernis am Boden.

Es war ein Mensch!

Auch meine Begleiter hatten es gesehen. »Das ist doch Jack Cernach!« stieß Parker hervor. »Der Sohn…«

»Bleiben Sie bei ihm«, sagte ich, sprang über ihn hinweg und lief in das Innere der Leichenhalle.

Schon nach wenigen Schritten hörte ich das Lachen und auch die flüsternde und gleichzeitig rauhe Frauenstimme.

»Damit hast du nicht gerechnet, mein Sohn, nicht? Aber ich kriege dich, du bist dran…«

Über meinen Rücken rann ein Schauer. Ich konnte mir gut vorstellen, was dieser Dialog bedeutete, und die Antwort bestätigte mich in meiner Annahme.

»Mutter, du bist doch tot - oder?«

Sie lachte leise.

Ich vernahm das Stöhnen des Mannes. »Mutter, sag etwas. Wir haben dich liegen sehen, dein Herz hat nicht geschlagen. Sag was, bitte, sonst werde ich noch verrückt.«

Ich hatte mich gegen die Wand gepreßt und verhielt mich zunächst einmal still. Die Leichenhalle war nicht sehr lichtdurchlässig gebaut worden.

Es waren kaum Fenster vorhanden, deshalb überwog die Düsternis.

Ich fand einen Lichtschalter, betätigte ihn, doch es tat sich nichts.

In einer Leichenhalle mußte es Kreuze geben. Sie war also kein guter Aufenthaltsort für einen Vampir. Ich tastete mit meinen Blicken die Wände ab, sah aber keinen Umriß, der auf ein Kreuz hingedeutet hätte.

Als ich zur Tür blickte, zeichneten sich dort die Umrisse meiner beiden Begleiter ab.

Sie hatten sich gebückt und schleiften den bewegungslosen Jack Cernach von der Türschwelle weg.

Ich hoffte nur, daß wir es bei ihm nicht auch noch mit einem Blutsauger zu tun hatten.

Mutter und Sohn sah ich nur als Schatten. Die Mutter links, den Sohn rechts von mir. »Ich komme, Kleiner«, hörte ich ihr Flüstern. »Du wirst dich wundern…«

Noch blieb ich ruhig, bewegte mich aber so leise wie möglich in die Richtung der beiden so unterschiedlichen Personen.

Die Frau trieb ihren Sohn in die Enge. Es herrschte eine Vampir-Düsternis, für Wesen aus dem Schattenreich genau richtig. Die schweren Atemzüge des Jack Cernach durchdrangen den Raum. Er

mußte stark unter diesem Druck leiden und blieb stehen, als er mit dem Rücken eine Wand berührte. Erst jetzt erkannte ich, daß er etwas in der rechten Hand hielt. Vielleicht eine Stange oder ein Stück Holz.

Der Mutter war es gelungen, ihren Sohn in die Enge zu treiben. Sie freute sich schon auf sein Blut und sagte es Jack auch voller Freude.

»Bald ist es soweit!« keuchte sie. »Dann nehme ich dich mit ins Reich der Finsternis. Auch du wirst erleben, wie herrlich das ist. Ja, ich nehme dich mit. Erst dich, danach deinen Bruder, den ich niedergeschlagen habe, und dann die anderen. Alle hole ich mir aus dem Dorf. Wir Vampire werden hier unsere Heimat finden…« Die restlichen Worte gingen in einem Gemurmel unter, aber ich hatte sie sehr genau gehört.

Betty Cernach hatte in der Mehrzahl gesprochen. Sie war also nicht der einzige Blutsauger, der sich in Wark herumtrieb. Klar, irgend jemand mußte sie ja zu einem Vampir gemacht haben. Es wäre für mich ein Leichtes gewesen, sie zu vernichten, aber das wollte ich noch nicht.

Ob sie mich bemerkt hatte, war nicht festzustellen, jedenfalls ignorierte sie mich völlig und kümmerte sich um ihren Sohn Jack.

Der stand an der Wand. Einen Arm hielt er halb, erhoben. Aus seiner Hand ragte die Stange hervor. Links von mir stand eine Bahre, auf der die Toten lagen, bis sie eingesargt wurden.

Ich geriet in die unmittelbare Nähe der Blutsaugerin. Auf die Beretta verzichtete ich, denn das Kreuz würde für sie reichen, wenn es hart auf hart kam. Und sie hatte mich bemerkt. Urplötzlich wirbelte sie so schnell auf dem Absatz herum, daß ich erschrak. Ich sah jetzt ihr Gesicht, dessen Züge verzerrt waren, handnah vor mir, die großen Augen, den aufgerissenen Mund und die beiden Lanzenzähne.

Da schlug ich zu.

Es war ein schräg angesetzter Hieb, der sie zur Seite schleuderte. Sie torkelte quer durch den kahlen Raum und wurde erst von der Seitenwand aufgehalten. Schmerzen verspürte sie nicht. Ich kümmerte mich auch nicht um sie, sondern scheuchte Jack mit harten Worten weg.

Von der Tür her meldete sich McFisher. Auch er schrie Jack an, kam selbst und zog ihn in die Höhe. Dabei warf er mir etwas zu, das ich mit einer Reflexbewegung auffing.

Es war eine lange Stablampe. »Die brauche ich nicht. Sie ist zu hinderlich, danke.« Ich legte sie zur Seite und holte statt dessen meine kleine Halogenleuchte hervor.

Sie brachte viel kaltes Licht. Im Zentrum des Strahls malte sich der Körper der Blutsaugerin ab.

Noch hockte sie am Boden.

Den Kopf hatte sie in meine Richtung gedreht, so daß ich ihr Gesicht

betrachten konnte, das zwar menschliche Züge zeigte, für mich aber nicht mehr menschlich war, denn vor mir hockte eine gnadenlose Bestie, die sich vom Blut anderer ernährte.

Links hielt ich die Lampe, rechts mein Kreuz. Ich tat etwas, mit dem der Vampir wohl nicht gerechnet hatte, denn ich brachte das Kreuz in den hellen Strahl hinein, so daß es einen Schatten warf, der sich, den Körperformen folgend, auf die Gestalt der Vampirin legte.

Das war schlimm für sie.

Ihr Schrei drang aus tiefster Kehle, er zitterte zwischen den Mauern. Sie spürte Qualen, ich vernahm hinter mir Geräusche und hörte Jack Cernachs verzweifelt klingende Stimme. Darum konnte und durfte ich mich jetzt nicht kümmern. Die Blutsaugerin war wichtiger, ich brauchte ihre Aussage.

»Nimm es weg!« schrie sie. »Nimm es weg!«

Mein »Nein« klang hart.

Sie schluchzte auf, als ich noch einen Schritt näher trat.

Sie drehte den Kopf zur Seite, veränderte ihre Haltung und beugte ihr Gesicht dem Boden entgegen. So hockte sie geduckt auf der Stelle, ohne sich zu rühren.

Sie wollte mich nicht sehen, aber sie mußte meine Schritte hören, als ich auf sie zuging.

»Du weißt, was ich hier in der Hand halte - oder?«

»Ja.«

»Ich kann dich damit töten, die Schmerzen spürst du jetzt schon, aber die anderen werden schlimmer sein. Sie zerreißen dich. Sie zerstören deinen Körper, als wäre er nur alter Stoff, den man in zwei Hälften reißt.«

»Dann tu es!«

»Nein, ich will etwas wissen!«

Sie jaulte wie ein Tier. Für ihren zuhörenden Sohn mußte es schrecklich sein, aber es gab keine andere Möglichkeit für mich, wenn wir diesen Fall lösen und die Gefahr für zahlreiche Menschen bannen wollten. Ein einziger Vampir konnte durch seine Bluttaten Hunderte von Personen infizieren.

Sie krümmte sich. Die Schatten der Kreuzbalken bereiteten ihr Schmerzen. Ich hoffte, daß sie stark genug waren, um sie zu einer Antwort zu zwingen.

Und sie sagte etwas. »Wir sind stärker!« keuchte sie. »Viel stärker als ihr. Wir werden euch vernichten, ihr Menschen kommt nicht…«

»Wer ist wir?«

»Du wirst es nicht…«

Ich ging näher. Sie hörte mich und sah mein Kreuz nicht mehr nur als Schatten. Es glänzte im Strahl der Lampe und mußte für dieses Wesen das Fanal des Todes sein.

»Er war es. Der Küster. Er hat mich überfallen. Der Küster!« Sie zuckte plötzlich hoch. Es sah so aus, als wollte sie nach mir schlagen, doch sie überlegte es sich im letzten Augenblick anders und lief an der Wand der Leichenhalle entlang in eine andere Richtung.

Ich folgte ihr, war schneller, packte sie und schleuderte sie wieder herum. »Wer?« schrie ich über das Kreuz hinweg. »Nur der Küster?«

»Jaaaa…!«

»Nur er?«

»Es sind noch andere. Luna, der Earlof Luna.« Sie lachte wild und wollte mir an die Kehle.

Ich drückte das Kreuz genau in ihre Sprungrichtung. Sie wedelte noch mit den Händen, aber es war eine zu schwache Abwehrbewegung.

Ihr Schreien war schlimm. Sie fiel bis gegen die Wand und sackte dort zusammen, die Hände vor das Gesicht geschlagen. Dann kippte sie nach rechts und blieb vor meinen Füßen liegen, ohne sich noch einmal zu rühren. Betty Cernach war tot - und erlöst…

Das wußte ich, aber Jack, ihr Sohn, schien darüber anders zu denken.

Er sah in mir den Mörder. Parker und McFisher versuchten noch, ihn zurückzuhalten. Doch er war zu kräftig und außerdem bewaffnet. Zudem gab er mir die Schuld am Tod seiner Mutter.

Mit beiden Händen hielt er die Stange und wollte mich erschlagen. Seine Wut war nicht zu beschreiben.

Ich wich aus.

Das Pfeifen der Stange vernahm ich noch, so nahe wischte sie an mir vorbei, aber Jack Cernach hatte sich zuviel vorgenommen und dabei gedacht, mit einem Hieb alles richten zu können. Der eigene Schwung brachte ihn aus dem Gleichgewicht, so daß ich meine Chance erhielt, die ich auch nutzte.

Mit der Handkante säbelte ich zu.

Dabei traf ich genau die richtige Stelle an seinem Nacken. Seine Reaktionen erlahmten, er erschlaffte schließlich, fiel auf das Gesicht und blieb liegen.

Ich kannte die Wirkung meiner Treffer. Der Knabe würde für die nächste Stunde bewußtlos bleiben.

Dem Konstabler war es gelungen, das Licht wieder in Ordnung zu bringen. Unter der Decke wurde der halbrunde Lampentopf hell.

Parker kam mit schlurfenden Schritten näher. Er schüttelte dabei den Kopf, wischte über sein Gesicht und war nicht in der Lage, etwas zu sagen.

Fred McFisher erinnerte mich an ein Standbild. Es war kaum zu sehen, daß er atmete. Ich ließ Parker an die Frau herangehen. Er konnte nur ihren Tod feststellen.

»Und im Gesicht hat sie den Abdruck des Kreuzes!« flüsterte er in die

Stille.
»So sieht es wohl aus.« Er warf mir einen schiefen Blick zu. Natürlich hatte er Fragen, aber er hob nur die Schultern und blieb stumm.
Ich trat auf McFisher zu. Erst als ich dicht vor ihm stehenblieb, hörte ich seinen Atem. »Es ist also wahr geworden«, sagte er. »Das Grauen hat Gestalt angenommen. Die Tiefen der Finsternis kamen über uns…«
»Sie haben die Worte der Frau gehört?« fragte ich leise.
Er ließ sich mit seiner Antwort Zeit. »Ja, das habe ich.«
»Und Sie kennen den Küster?« Er nickte.
»Ihm gehört das Fahrrad, von dem Sie gesprochen haben«, meldete sich Parker aus dem Hintergrund.
Ich griff zu meinen Zigaretten, zündete mir ein Stäbchen an und paffte.
Mehr zu mir selbst sagte ich: »Vampire meiden das Licht. Aus diesem Grunde gehe ich davon aus, daß sie sich noch versteckt halten. Uns bleiben einige Stunden, um den Küster zu finden. Ich kenne den Ort nicht. Vielleicht können Sie mir helfen, ihn zu durchsuchen. Wir müssen ihn finden, bevor er wieder auf Beutejagd geht.«
»Und der Earl of Luna?« fragte McFisher. Er lachte plötzlich unmotiviert.
»Der kann nicht mehr leben. Der Geschichte nach ist er seit fast einem Jahrtausend tot.«
»Vampire sind keine Menschen«, widersprach ich. »Ihnen ist manches möglich.«
»Sie brauchen doch Blut.«
»Haben sie sich das nicht schon geholt?« fragte ich gegen. »Denken Sie an die Tiere, die angefallen worden sind. Und diese Kette zieht sich doch durch die Zeiten.«
»Das wäre ja Wahnsinn!« flüsterte der Mann.
»Leider wird der Irrsinn oft zur Tatsache«, erwiderte ich. »Das Grauen läßt sich nicht so einfach stoppen.« Ich wandte mich ab und ging auf den Eingang zu. »Kommen Sie, wir haben nicht viel Zeit.« Vor der Leichenhalle warteten zahlreiche Dorfbewohner. Sie starrten mich an, stellten aber keine Fragen.
Ich trat meine Zigarette aus. Parker suchte zwei kräftige Männer aus, die den bewußtlosen Jack aus der Leichenhalle trugen.
McFisher war rieben mich getreten. Er fror.
»Wissen Sie, wie ich mich fühle, Sinclair?« fragte er.
»Nein.«
»Wie jemand, der über sich eine gewaltige Presse sieht, die sich allmählich immer tiefer senkt und vor der man nicht fliehen kann. Sie verstehen?«
»Sicher. Aber man kann dieser Presse entgehen. Wir müssen etwas tun, und Sie wissen es auch. Es bleibt uns jetzt eine große Chance.

Und das ist der Küster.«
»Morgan Ball.« McFisher lachte leise. »Klar, ich weiß nur nicht, wo er sich versteckt hält.«
»So groß kann der Ort nicht sein.«
Er hob die Schultern. »Wo wollen wir anfangen?«
»Bestimmt nicht in seiner Wohnung. Ich weiß es nicht, kann mir aber vorstellen, daß Küster relativ fromme Menschen sind und in ihren Wohnungen Kreuze oder Heiligenbilder aufbewahren. Wie sehen Sie das?«
»Stimmt, ich war mal bei ihm.«
»Dann können wir die Wohnung vergessen. Denken Sie nach. Wo könnte er sich noch verborgen halten?«
»An einem dunklen Ort. Da käme ein Keller in Frage oder irgendein Verlies.«
Ich stimmte ihm zu. »Wo gibt es hier so etwas?«
Er hob die Schultern.
»Diese Gegend hier ist sehr geschichtsträchtig. Gibt es eine alte Burg in der Nähe?«
»Die gab es mal früher. Es war der Sitz der Familie Luna, dieser Vampir-Bande. Dann kamen Richard Löwenherz und seine Getreuen, um ihnen den Garaus zu machen.«
»Aber zwei haben überlebt und sich so lange Zeit versteckt halten können.«
»Das wundert mich auch.«
»Es sind also keine Reste dieser alten Burg mehr vorhanden, wenn ich Sie recht verstanden habe.«
»Irrtum, Mr. Sinclair, es gibt noch Teile.«
»Was?«
McFisher nickte. »Ja, aber es ist kaum der Rede wert. Da ist ungemein viel zerstört worden. Es gibt keinen Turm mehr, kein Haupthaus, alles weg.«
»In jeder Burg gibt es Verliese, eine regelrechte Unterwelt. Ich kann mir vorstellen, daß es auch bei den Lunas so gewesen ist - oder?«
»Da haben Sie recht.«
»Sind die Verliese auch zugeschüttet worden?«
»Nein!« McFisher sagte es so bestimmt, daß ich aufhorchte. »Nicht verschüttet?«
»Nein«, wiederholte er.
»Woher wissen Sie das?«
»Es stand in keiner Chronik. Richard Löwenherz und seine Getreuen haben die Burg damals, als sie die Blutsauger vernichteten, abgeflammt. Da blieb kaum ein Stein auf dem anderen. Die Vampire wurden ebenfalls vernichtet. In den Überlieferungen steht, daß man sie an ein großes Holzkreuz fesselte und dieses ansteckte. Es war das

berühmte Flammenkreuz, dessen Wirkung auch die Hexen zu spüren bekamen. Sie wissen sicherlich, daß es übernommen wurde, Mr. Sinclair.«

»Ja, das ist mir bekannt.«

McFisher schaute gegen den Himmel, wo die Wolken vom Wind getrieben wurden und ein faszinierendes Spiel boten. »Ich meine jedoch, wir sollten auf Nummer Sicher gehen und auch im Ort nachsehen, bevor wir die Reste der Burg näher unter die Lupe nehmen.«

Konstabler Parker trat zu uns. Er war noch immer blaß um die Nase.

Kein Wunder, denn er hatte erlebt, daß es Vampire nicht nur im Kino gab. »Ich habe alles in die Wege geleitet. Der Mann wird sich um die Familie Cernach kümmern. Ein Arzt ist ebenfalls unterwegs. Mehr können wir im Augenblick nicht tun. Oder?« Er sah mich so auffordernd an, als erwartete er von mir eine Bestätigung.

»Das war gut.«

»Und was machen Sie?«

Ich zog die Mundwinkel nach unten. »Ich glaube, daß wir uns um einige Blutsauger kümmern müssen.«

»Ja, und ich bin dabei«, sagte Fred McFisher. Er sprach den Satz so aus, daß es mir nicht in den Sinn kam, dagegen zu reden…

***

In seinem Innern wühlte der Haß! Und er wußte genau, was er haßte. Es war das verfluchte Tageslicht, er mußte ihm entgehen. Und er hörte den Ruf! Es war wie das Wispern eines lauen Frühlingswindes, der sich teilte und zu einer Botschaft wurde.

›Komm‹, hieß es da. ›Komm zu uns…‹ Es waren mehrere, und der Küster wußte auch, wo er sie finden konnte.

Er brauchte der Richtung des Rufs nur zu folgen, dann hatte er die erreicht, die auf seiner Seite standen.

Leider hatte er sich verschätzt. Seine Gier nach Blut war einfach unersättlich gewesen, die Frau war ihm in seinem Versteck in die Arme gelaufen.

Er hatte sich gelabt und sich dann wieder auf den Weg gemacht. Leider bei Tageslicht, und das schmerzte. Zwar schien die Sonne nicht, aber das klare Licht war fast ebenso schlimm. Es saugte ihn aus… Das Mark in seinen Knochen schien zu schmelzen und wegzurinnen. Er hörte die Stimmen, das Ziel war klar, aber es lag zu weit entfernt. Manchmal konnte er sich nicht auf den Beinen halten, dann fiel er zu Boden, und kroch weiter, bis er wieder so viel Kraft gefunden hatte, um sich auf die Füße zu stemmen. Etwas besser erging es ihm, als er einen Buschgürtel erreichte. In ihn warf er sich hinein wie ein Badender in die Brandungswellen.

Über den Boden kroch er seinem Ziel entgegen. Er bog die Zweige zur Seite, schrammte die Haut an spitzen Dornen auf, und manchmal schienen auch Hände nach seiner Kleidung zu greifen, um ihn festzuhalten, doch Morgan Ball wühlte sich weiter.

Er mußte sein Ziel erreichen und zu denen gelangen, die ihn riefen. Nur dort war er in Sicherheit.

Ein wenig Glück stand auf seiner Seite, denn die Bewölkung nahm zu.

Eine graue Wand schob sich von Westen her über den Himmel.

Gewaltige Berge, die Schnee oder Regen mitbrachten, wenn sie sich entluden. Nur keine Sonne.

An etwas anderes konnte er nicht denken.

Die Sonne erschien nicht. Dafür frischte der Wind noch stärker auf. Er fand seinen Weg, fiel böig der Erde entgegen und wühlte sich mit seinen unsichtbaren Armen in das Buschwerk hinein, das der Vampir noch immer durchquerte.

Hinter einer kleinen Mulde wurde der Hang ein wenig steiler. Dennoch raffte sich der Blutsauger auf, geriet in freieres Gelände und spürte den Wind im Rücken, als wollte ihn dieser schieben.

Er mußte seinen Weg finden. Noch immer riefen die Stimmen. Er hörte die Botschaft und dachte daran, daß er bald in Sicherheit sein würde, wenn er den Ort erreichte.

Ein Fleck, wo sich das Grauen manifestiert hatte und tief versteckt unter der Erde lag.

Als sich der Blutsauger aufrichtete, sah es so aus, als hätte ihn der Wind in die Höhe gedrückt. Er blieb für einen Moment stehen, dabei schwankte er, aber er konnte genau das hellgraue Mauerwerk der Reststeine sehen, das sich auf dem Hügel befand.

Es war nicht mehr weit. Wenige Schritte, die ihm aber schwerfallen würden. Er blickte hoch zum Himmel und sah dort einen Gegenstand, der sich klar und scharf unter dem Wolkenband abhob.

Ein Gebilde mit schmalem Rumpf und langen Flügeln - ein Segelflugzeug, mit dem der Pilot seine Schwierigkeiten haben mußte, denn es sank mit grotesk wirkenden Bewegungen immer mehr dem Erdboden entgegen und schien auf die Trümmer von Luna Castle zu stürzen.

Trotz seines Vampirdaseins gelang es dem Küster, dies wahrzunehmen.

Sein Weg führte ihn weiter. Er ging ihn auf allen vieren. Aus dem Boden wuchsen jetzt graue Steinköpfe. Der Wind hatte ihre Kanten geschliffen, und dem Blutsauger gelang es, sich an ihnen festzukrallen. Sie als Stütze benutzend, zog er sich weiter, bis er in die Nähe der ersten Burgtrümmer geriet. Erst dann gestattete er sich wieder einen Blick in den grauen Wolkenhimmel.

Gleichzeitig hörte er den Ruf und wurde von dem Bild über ihm abgelenkt. »Komm zu uns. Du hast es gleich geschafft.« Er taumelte, hielt dabei seinen Oberkörper gebeugt, denn er hatte das Gefühl, daß er nicht mehr fallen durfte. Wenn er einmal lag, würde er nicht mehr hochkommen.

Das Segelflugzeug war schon verdammt tief. Wahrscheinlich war die Steuerung ausgefallen, denn der Pilot konnte es nicht mehr unter Kontrolle halten. Der Wind spielte mit dem Gerät, er schüttelte es durch, packte es mal an der linken Tragfläche und drückte es zur rechten Seite hinüber, so daß es aussah, als würde die Maschine abschmieren. Sie konnte sich aber fangen, glitt noch weiter und fast in direkter Linie auf den sich gegen den Wind stemmenden Blutsauger zu.

Die Maschine schlug auf.

Die Flügel zersplitterten wie dünnes Holz. Der Rumpf bohrte sich in den Boden. Die Kanzel riß es auseinander. Der Pilot war den fremden Kräften hilflos ausgeliefert. Das sah auch der Vampir!

Er hatte nicht unbedingt von dem abstürzenden Segelflugzeug erwischt werden wollen und sich zurückgehalten. Für fhn war es faszinierend gewesen, zuzuschauen. Noch immer glaubte er, den dumpfen Aufprall zu hören.

Jetzt lag der vogelähnliche Gegenstand still. Von den Tragflächen waren nur noch Fragmente vorhanden. Mit kleineren Teilen spielte der Wind.

Der Pilot war eingeklemmt. Es war nicht zu erkennen, ob er noch lebte.

In einem gewissen Umkreis hatten sich die Trümmer verteilt, und die Ruhe nach dem Absturz glich schon einer gespenstischen Stille. Kein Krachen mehr, auch kein Knirschen.

Nur der Wind war zu hören, der über die flache Landschaft wehte.

In den letzten Minuten hatte Morgan Ball seine Schwäche vergessen. Zu interessant war für ihn der Absturz gewesen. Nicht nur er, die Folge davon ließ ihn jubeln.

Unter der zersplitterten Haube lag ein Mensch! Das bedeutete für ihn frisches Blut.

Dieser Gedanke kräftigte ihn. Ein neuer Strom floß durch seinen Körper, es schüttelte ihn, als er seine Arme bewegte, und er drückte sich aus seiner geduckten Haltung hoch.

Dann schlich er näher an das Wrack heran.

Diesmal nicht so torkelnd oder taumelnd. Es gelang, ihm sogar, sich gegen den Wind anzustemmen.

Der Vampir schaffte es.

Die Gier hielt an, in seinen Augen leuchtete sie wider. Seine Zungenspitze tanzte bereits aufgeregt zwischen den Lippen.

Seine Finger schienen noch länger geworden zu sein. Hin und wieder bogen sich deren Spitzen, dann zitterten die Nägel, unter denen der feuchte Dreck des Bodens klebte.

Ein Blutsauger brauchte nicht zu atmen. Dennoch gab er ähnliche Geräusche von sich, als er über im Weg liegende Flugzeugtrümmer hinwegstieg.

Einmal trat er auf einen Teil der Tragfläche. Sie brach unter ihm. Das Geräusch hörte sich an, als würden Knochen zersplittern.

Über sein Gesicht glitt ein Grinsen, als er einen halben Schritt von der Kanzel entfernt stehenblieb und die Arme ausstreckte, um die Haube zu berühren.

Sie war offen, hing aber noch immer an einer Seite fest, so daß der Wind durch den Spalt fahren konnte. Er spielte auch mit den Haaren des Piloten.

Der Vampir duckte sich ein wenig. Er schaute durch die Kanzelverglasung, sah den Kopf des Piloten, der nach vorn gesunken war, aber er konnte nicht feststellen, ob der Mann lebte oder bereits tot war. Beide Hände legte er auf die Kanzel. Sein Gesicht, eine bleiche Maske, verzerrte sich, als er Kraft einsetzte, um die Kanzel aus der Verankerung zu lösen.

Zweimal faßte er nach, weil er abrutschte, dann hatte er es geschafft.

Die Kanzeltrümmer lösten sich.

Mit einem letzten Schlag hieb er sie völlig aus der Verankerung, so daß sie zur anderen Seite hin wegrutschten und dort zu Boden fielen.

Sofort trat er noch näher an den Rumpf heran, streckte die Arme aus und faßte den Piloten unter die Achseln. Vampire haben Kraft. Das bewies auch der Küster, als er den anderen mit einem Ruck in die Höhe zog und über den Kanzelrand hievte.

Der Pilot schlug noch mit den Hacken gegen die Kante, dann war er draußen und konnte an der Seite des Blutsaugers zu Boden gelegt werden, was dieser auch tat.

Er hätte jubeln können. Kaum hatte der Pilot den Boden berührt, hörte der Vampir ihn stöhnen.

Tote stöhnen nicht…

Der Mensch mußte noch leben! Sein Blut war so herrlich frisch. Es wartete darauf, getrunken zu werden.

Der Blutsauger legte ihn sich zurecht, so daß der Pilot eine Rückenlage eingenommen hätte.

So war es bestens.

Allerdings für Morgan Ball ein wenig unbequem. Er schleifte den anderen durch das Gras, damit dieser so lag, daß er ohne Mühe an dessen Hals gelangen konnte.

Ein wenig mußte der den Kopf noch drehen, dann straffte der Blutsauger an der Stelle des Halses die Haut, wo er zubeißen wollte.

In großer Vorfreude zog er bereits die Lippen zurück und präsentierte seine Zähne.
Das Opfer war ihm sicher.
Bis plötzlich etwas eintrat, mit dem er nicht gerechnet hatte. Der Wind wehte ihm das Geräusch herüber.
Er kannte es genau.
Das war das Geräusch eines fahrenden Wagens…

***

Um das Blut zu trinken, brauchte er Ruhe. Er mußte warten und ließ von dem Piloten ab. Er dachte an seine Schwäche, an sein Versteck, an die Stimmen, die ihn gerufen hatten, und die Dunkelheit der Verliese oder Gräber.
Das alles wog er gegeneinander ab, bevor er sich entschloß, zunächst einmal Deckung zu suchen oder sich weiter dem Versteck zu nähern, das im Augenblick wichtiger war.
Und so kroch er weg, mit einem letzten bedauernden Blick auf sein Opfer. Und er flüsterte: »Aufgeschoben ist nicht aufgehoben…«

***

In meinen Rover fragte mich Fisher, ob ich denn wirksame Waffen gegen Vampire besäße.
»Ja, die habe ich.«
»Welche?«
»Mein Kreuz.«
»Ist das nicht ein bißchen mager?«
»Wohl nicht. Es ist sehr mächtig. Aber ich besitze zudem eine mit Silberkugeln geladene Waffe. Und diese Geschosse sind ebenfalls für Vampire tödlich.«
McFisher grinste schief. »Dann kann ja nichts mehr schiefgehen.«
»Das hoffe ich zumindest.«
Den Weg zu den Burgtrümmern kannte ich nicht und war deshalb froh, einen kundigen Begleiter zu haben. Nur - das hatte er mir auch mitgeteilt - gab es keine Straße zu der verfallenen Burg. Wir mußten quer durch das Gelände mit einem Wagen, der dafür nicht gerade geeignet war.
Buschinseln und große Steine konnten wir leicht umfahren, die Querrillen und Schlaglöcher bekamen wir aber voll mit.
Über uns lag der Himmel in seiner unendlichen Weite. Er war klar, trotz der dicken Wolkenhaufen, die ihn bedeckten und die vom Wind getrieben wurden.
Stürmisch war es. Manchmal rüttelte der Wind an unserem Wagen, als wollte er ihn umstoßen.
Neben mir saß McFisher. Der alte Mann verhielt sich ruhig, aber er beobachtete die Umgebung mit scharfen Augen, denn er wollte auf

keinen Fall überrascht werden.

Und er war es auch, der mich auf den Gegenstand aufmerksam machte, der dicht unter den Wolken flog und näher kam. »Vampire fliegen doch nicht in Segelflugzeugen, oder?«

»Wieso?«

»Schauen Sie mal hoch!«

Ich entdeckte das Flugzeug und wunderte mich, daß es rasch tiefer ging- »Kann man hier landen?« fragte ich. Meine Stimme klang skeptisch, und die Antwort des pensionierten Lehrers steigerte meine Skepsis noch.

»Ich würde es nicht versuchen.«

»Aber die Maschine geht tiefer.«

»Vielleicht will der Pilot im Tiefflug…«

Ich unterbrach ihn. »Segelflieger bin ich nicht, aber bei der schwachen Thermik kommt er nicht wieder hoch.«

»Kann auch sein, daß er Schwierigkeiten hat.«

»Das scheint mir eher so. Behalten Sie ihn jedenfalls im Auge, Mr. McFisher.«

»Das mache ich.«

Den Weg brauchte er mir nicht zu erklären. Er hatte die Richtung angegeben, und das reichte aus. Wenn ich so weiterfuhr, würde ich irgendwann auf die Reste der damals abgebrannten Burg treffen.

Die Burg hatte auf einer Höhe gelegen. Zwar änderte sich die Geländeform nicht wesentlich, dafür war es hier noch schwieriger, zwischen den unzähligen Felsbrocken einen Weg zu finden.

Neben mir wurde McFisher unruhig. Er räusperte sich ein paarmal, bevor er mich ansprach. »Ich will ja keine Panik machen, aber mir scheint es, als hätte der Pilot größere Schwierigkeiten, als wir bisher annahmen. Er sinkt ungewöhnlich schnell. Sieht böse aus!«

Ich fuhr schneller. Das gefiel dem Wagen nicht, er beschwerte sich auf seine Weise, indem er uns kräftig durchschüttelte. Zudem gab der pensionierte Lehrer noch einen Kommentar ab. »Er scheint in die Trümmer der alten Burg zu stürzen.«

Ich hielt mich mit einer Antwort zurück, die Strecke nahm meine volle Konzentration in Anspruch. Es war nicht einfach, den Hindernissen auszuweichen. Schlug ich einen größeren Bogen, tauchte sofort der nächste Klotz auf, so daß unsere Reise einer Slalomfahrt glich.

Plötzlich hörten wir den Aufprall, sahen eine abgesplitterte Tragfläche, die uns auf dem Hügel entgegenrutschte.

Endlich hatten wir das Ziel erreicht.

Ich bremste und stieg aus.

Auch McFisher war schnell.

»Hoffentlich lebt der Mann noch.«

»Das werden wir sehen«, entgegnete ich.

Nebeneinander liefen wir auf die Absturzstelle zu. Die ersten Yards konnte der ältere Mann noch Schritt halten, dann gewann ich einen Vorsprung. Ich dachte natürlich auch an unsere eigentliche Aufgabe, die hatten wir aber zwangsläufig zurückstellen müssen, da wir erst nach dem Piloten sehen mußten. Ich dachte über die Chancen nach, die der Mann hatte.

Verletzt war er bestimmt, wenn nicht tot. Ich wollte ihm helfen, falls er noch eine Chance hatte.

Mit großen Schritten bewegte ich mich voran, erreichte die flache Kuppe, sah vor mir eine weite Fläche, die Trümmer der Burg und die Reste des Flugzeugs.

Der Aufprall hatte es zerrissen und die einzelnen Teile weit verstreut.

Das Verdeck der Kanzel war ebenfalls abgerissen worden, und der Pilot lag neben dem Rumpf.

Ich lief sofort hin und blieb in einer steifen Haltung stehen, weil mir etwas aufgefallen war.

Entweder war es ein Zufall, oder jemand war schon vor uns dagewesen und hatte ihn sich zurechtgelegt, denn seine Haltung konnte man nahezu als klassisch bezeichnen.

Der Pilot lag auf dem Rücken, hatte den Kopf zur Seite gedreht, sein Hals war frei. Ideal für einen Vampirbiß!

Ich schluckte, kniete mich hin und suchte nach Spuren.

Gleichzeitig stellte ich fest, daß der Mann bewußtlos war. Damit fiel mir ein Stein vom Herzen. Aber die Haltung des Piloten wollte mir einfach nicht aus dem Sinn. So konnte er kaum aus der Kanzel geschleudert worden sein!

Und das zerstörte Kanzeldach sah mir so aus, als hätte es jemand behutsam auf den Boden gelegt.

Hier stimmte etwas nicht.

Hinter mir hörte ich das Keuchen. McFisher kam. Er war nicht mehr der Jüngste und hatte entsprechend Schwierigkeiten. Mit beiden Armen ruderte er, seine Beine waren ihm schwer geworden, er sah aus, als würde er jeden Moment umfallen.

»Tot?« keuchte der Lehrer, als er neben mir stehenblieb.

»Nein.«

»Gut.«

»Sehen Sie ihn sich an, Mr. McFisher!«

»Wieso?«

»Die Haltung gefällt mir nicht. Wird so jemand aus der Kanzel geschleudert?«

»Was macht Sie stutzig?«

»Eben die Lage. Er liegt so da, als würde im nächsten Augenblick ein Vampir erscheinen und seine Zähne in den Hals des Unglücklichen

stoßen.«

McFisher nickte und sagte: »Vielleicht war ein Vampir da, und er ist nur verschwunden, weil wir ihn gestört haben.«

Ich tippte ihm auf die Schulter. »Das, mein Lieber, kann durchaus hinkommen.«

Er schaute sich um. Ich sah die Gänsehaut auf seinem Gesicht.

»Verflucht, dann war er schneller als wir.«

»Sie denken an den Küster?«

»Sicher.« Er streckte den Arm aus und drehte ihn. »Sehen Sie sich doch nur mal um, Mr. Sinclair. Wir befinden uns auf dem Gelände, auf dem einmal Luna Castle gestanden hat. Die Trümmer, die Sie hier sehen, gehören dazu.«

Es waren hellgraue Mauern, mehr Fragmente. Aber die Reste, die übriggeblieben waren, zeugten davon, wie stabil man vor fast 1000 Jahren schon gebaut hatte.

»Und?«

Ich hob die Schultern. Zwischen den Mauern wuchs Buschwerk. »Wenn es so ist, wie wir angenommen haben, können wir davon ausgehen, daß sich der Vampir noch in der Nähe herumtreibt, Verstecke gibt es ja genug.«

»Vielleicht auch unter der Erde. Die alten Verliese müßten noch existieren.«

»Glaube ich auch.«

»Nur weiß ich nicht, wo wir sie finden können. Die Natur hat vieles überwuchert. Dann ist da noch der Pilot. Er muß in ärztliche Behandlung.«

»Wir stecken fest.«

»Das sieht nur so aus, Mr. McFisher. Wir werden den Mann liegenlassen und gemeinsam suchen. Haben wir etwas gefunden, mache ich allein weiter. Sie bekommen von mir die Wagenschlüssel und fahren zurück.«

Ich ging nach rechts, McFisher schlug die andere Richtung ein. Wir waren darauf geeicht, uns nicht nur die Trümmer anzusehen, sondern auch den Boden abzusuchen, ob es irgendwelche Hinweise auf ein unterirdisches Labyrinth gab.

Spuren fand ich keine. Dafür sah ich die zahlreichen Trümmer. Sie wirkten wie weggeschleudert.

Das Segelflugzeug hatte es voll erwischt.

Ich blieb stehen.

Rechts von mir bewegten sich die Zweige eines dichten Winterbuschs neben grauen Resttrümmern der alten Burg. Dort befand sich mein Begleiter.

»Haben Sie eine Spur, McFisher?«

»Noch nicht.« Ich sah ihn bei der Antwort nicht und begann ebenfalls

über die Felsen zu klettern. An den Wetterseiten waren sie mit einer dicken, weichen Moosschicht bewachsen.

Ich kannte die alten Burgen und holte mir die Grundrisse aus dem Gedächtnis.

Irgendwo waren sie alle gleich. Da gab es den Innenhof, dann die Türme, die Mauern, die Wohntrakte, die Bereiche für das Gesinde und die Diener, dann die Stalle für die Tiere.

Alles übersichtlich geordnet, wie man es von einer romanischen Bauweise verlangen konnte.

Oft genug begannen unterhalb der Türme die Wege in das Labyrinth unter der Erde.

Sie mußten noch existieren.

»Sinclair!«

Der Ruf des pensionierten Lehrers alarmierte mich. Ich fuhr auf dem Absatz herum, sah den Mann, der hinter einer zum Teil zerbröckelten Mauer hervortaumelte, dabei rückwärts ging und die Arme ausgestreckt hatte, als wollte er eine Gestalt abwehren.

Es war der Küster-Vampir! Er war geschwächt, sonst hätte er sich sein Opfer längst geholt. Die Schwierigkeiten steigerten sich mit jedem Schritt. Schwäche hielt ihn umklammert und drückte ihn in eine geduckte Haltung.

Für mich war es nicht weit. Mit wenigen Sprüngen hatte ich ihn erreicht.

Als ich so plötzlich vor ihm erschien, blieb er stehen, bevor er sich drehte und mich anstarrte.

Der pensionierte Lehrer rannte zu einem Mauerrest und lehnte sich dagegen.

Ich hatte die Beretta gezückt und ließ den Blutsauger in die Mündung schauen. Irgendwie mußte es der Vampir gespürt haben, daß die Waffe mit besonderen Kugeln geladen war, denn er griff mich nicht an. Er hob nur den Blick an, öffnete den Mund, und über seine Unterlippe rann ein rosafarbener Schleim.

Wahrscheinlich noch verdünntes Fremdblut!

»Kreuz!« keuchte er plötzlich. »Kreuz!« Er spürte die Nähe meines Talismans, duckte sich und drehte sich zur Seite, wobei er den linken Arm anwinkelte und ihn vor sein Gesicht preßte, damit er die für ihn schlimme Strahlung nicht mehr spürte.

»Ich habe das Kreuz«, sagte ich hart, »und ich werde es dir auf den Körper pressen, wenn du nicht das tust, was ich von dir erwarte. Verstanden?«

»Ja.«

»Dann ist es okay. Geh wieder zurück, wo du hergekommen bist. Ich will von dir einiges wissen.«

Als er nicht sofort gehorchte, trat ich ihm ins Kreuz.

Der Druck schleuderte ihn vor. Er fiel gegen eine Mauer, an der er sich abstützte, spürte meine Hand auf seiner linken Schulter, sackte zusammen und blieb so.

»Was wolltest du hier?« fragte ich ihn. »Rede, zum Teufel!«

»Nein, ich…«

»Willst du die Macht des Kreuzes spüren?«

Er keuchte laut und wand sich, als würde er jetzt schon die zerstörerischen Schmerzen verspüren.

»Was, also?«

»Ich wollte mich verstecken!« brachte er mühsam hervor.

»Wo?«

»Hier.«

Ich lachte ihn aus. »Bei Tageslicht? Du riskierst viel. Die Sonne wäre unter Umständen herausgekommen und hätte dich getötet. Das kannst du mir nicht erzählen.«

»Es ist…«

»Oder gibt es noch Verliese.«

Er gab mir keine direkte Antwort, aber er zuckte nach meiner Frage zusammen, so daß mir klar war, daß ich ins Schwarze getroffen hatte.

»Nun ja«, sagte ich. Mit einem Klammergriff packte ich seinen Hals. Die Haut war kalt wie die eines Toten. Sie fühlte sich irgendwie widerlich an.

»Es wird die Verliese geben, und du wirst mich zu ihnen führen, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß du der einzige Vampir bist. Jemand hat dich zum Blutsauger gemacht, und diese Person will ich finden. Klar?«

»Sicher…«

»Und wo steckt er?«

»Ich… ich weiß es doch nicht!«

»Lügner!« Meine Stimme klang hart. »Du weißt genau, wo er sich aufhält. Rede!«

»Ich habe ihn noch nicht gesehen.«

»Was wolltest du dann hier?«

»Die Gier und der Ruf.«

»Etwa die Gier nach Blut?«

»Ja.«

»Und was ist mit dem Ruf?«

»Ich… ich…«

Er wollte nicht so recht mit der Sprache heraus, und das ärgerte mich.

Dabei dachte ich auch an den verletzten Piloten, der Hilfe brauchte. Der Vampir sollte mich auf keinen Fall hinhalten. Ich setzte ihm die Waffenmündung dicht hinter das Ohr. »Wenn ich abdrücke, zerplatzt dein Schädel!«

»Ich weiß.«
»Also wo?«
»Ich muß ein Stück gehen.«
»Richtig, ich gehe mit.«
Nicht nur ich begleitete ihn, auch McFisher hielt sich an unserer Seite.
Wir gingen dorthin, wo der Blutsauger hergekommen war. Dabei passierten wir die hellgrauen und zum Teil überwachsenen Trümmer der alten Burgmauer. Schatten hüllten uns ein. In der Nähe standen hohe Sträucher, und auch das Unkraut wuchs hüfthoch.
Ich achtete mehr auf den Vampir, so daß Fred McFisher Zeit hatte, sich den Boden anzusehen. Und er entdeckte die sich dort abzeichnenden Umrisse eines Rechtecks.
Das war ein Einstieg.
Er war schon vorgelaufen und an der unteren Seite des Vierecks stehengeblieben. Mit beiden Händen winkte er mir zu. »Da, Mr. Sinclair, schauen Sie!«
Ich behielt den Blutsauger vor der Mündung, der zitternd auf dem Fleck stand.
Das sah mir tatsächlich nach einem Einstieg aus. »Ist es das?« fragte ich den Küster.
»Das muß es sein.«
»Und der Ruf ist dort hervorgedrungen?«
»Vielleicht.«
Vampire haben sehr viel Kraft. Ich wollte mich nicht anstrengen, deshalb befahl ich dem Wiedergänger, sich zu bücken und den Einstieg zu öffnen.
Es blieb ihm nichts anderes übrig, als dies zu tun. Sogar ein alter Eisenring war noch vorhanden, und an den Umrissen des Einstiegs erkannte ich, daß er vor nicht allzu langer Zeit schon einmal bewegt worden sein mußte.
Der Blutsauger schaffte es ohne meine Hilfe. Mit beiden Händen packte er zu, ich hörte das Knirschen, als Dreck und kleinere Steine in der langen Spalte zermalmt wurden, und vernahm auch das aufgeregte Atmen des alten Lehrers.
»Das ist kaum zu fassen!« flüsterte er. »Beinahe verrückt. Es gibt diesen Einsteig. Und ich… mein Gott, ich habe davon nichts gewußt. Dabei bin ich…«
Er brach ab, denn an der gegenüberliegenden Seite entdeckte er den Einstieg.
Ich sah den Beginn einer Treppe, als ich über die Schulter des gebückt dastehenden Vampiers hinwegschaute.
»Da scheinen wir ja goldrichtig zu sein«, bemerkte ich.
Er gab mir keine Antwort und wuchtete sich statt dessen vor.

Ein Mensch hätte sich auf der Steintreppe einige Knochen gebrochen, vielleicht der Vampir auch, aber er wollte es so, als er kopfüber die kantigen und harten Stufen in die Tiefe rollte.

Dabei löste sich ein schauriger Warnschrei aus seinem Maul. In das Echo des Schreis hinein peitschte mein Schuß…

***

Ich hatte so handeln müssen, weil ich nicht wollte, daß er irgendwelche Helfer warnte. Dennoch war es sicherlich zu spät gewesen. Wenn ich getroffen hatte, war es ein Gegner weniger.

McFisher stand neben mir. Er hatte die Augen weit aufgerissen und starrte mich an. »Verdammt, Sinclair, das ist… das ist…«

»Fahren Sie nach Wark. Bringen Sie den Piloten zum Arzt noch bekommen. Der Pilot…«

Er ließ mich nicht ausreden, nickte, sagte »Viel Glück«, drehte sich um und verschwand.

Ich aber kümmerte mich um den geheimnisvollen Einstieg in eine mir unbekannte Unterwelt…

***

Es war noch so wie vor langer, langer Zeit.

Der Earl of Luna und seine Schwester Margot hatten die stockfinstere Gruft betreten, hatten sich umgeschaut, den Geruch der Jahrhunderte in sich aufgenommen und dann die alten Sarkophage aus Stein entdeckt, die in der Tiefe verteilt standen.

Ihre Ruhestätten.

Aber auch die ihrer Familie, von der die meisten Mitglieder nicht mehr existierten.

Dennoch fühlten sie sich wohl in der Gruft, die sie mit schleichenden Schritten durchquerten, um zu ihrem Ziel, den beiden Särgen, zu gelangen.

Nichts hatte sich verändert. Damals hatten sie sich gegenübergelegen, das würde auch heute wieder so sein, wenn sie erst die schweren Deckel zur Seite geschoben hatten.

Margot lachte leise. »Ich werde dort liegen, wo ich immer gelegen habe. Der Sarg wartete noch auf mich.« Krächzend vor Vorfreude klang ihre Stimme.

Sie hatten den Einstieg hinter sich geschlossen. Licht brauchten sie keines. Die Dunkelheit war für sie ideal. Zudem war dieses Gewölbe ihre Heimat. Da konnten sie tun und lassen, was sie wollten.

Die ausgemergelt wirkende Frau hatte ihre dünnen Arme ausgestreckt.

Als die Hände den Steindeckel des Sargs berührten, drang ein leiser Triumphruf über ihre Lippen. »Ja, das ist meine Ruhestätte…«

Sie konnte es kaum erwarten, schob den Deckel nicht zur Seite,

sondern kippte ihn einfach weg, so daß er mit einem dumpfen Laut zu Boden schlug und Risse bekam. An den Enden bröckelten auch einige Teile ab, doch das störte Margot nicht.

Sie stieg noch nicht ein, dafür drehte sie den Kopf und blickte dorthin, wo sich ihr Bruder aufhalten mußte. Er hatte seinen Sarg noch nicht erreicht, dafür vernahm sie seine schleichenden Schritte an der gegenüberliegenden Seite, denn genau dort stand der Sarg.

»Bist du da?«

»Sicher, Schwester…«

»Wirf den Deckel einfach fort. In der Gruft ist es dunkel genug. Wir brauchen ihn nicht mehr.«

Er gehorchte. »Ich steige hinein!« sagte er.

»Und ich liege schon darin.« Margots Stimme klang verändert.

»Fühlst du dich gut?«

»Sehr gut.«

Geräusche, die darauf hindeuteten, daß auch der männliche Vampir sein makabres Bett bestieg, klangen auf. In sie mischte sich das Stöhnen und der anschließende Kommentar des Blutsaugers. »Es ist wie früher. Beinahe kommt es mir vor, als wäre überhaupt keine Zeit vergangen, Schwester.«

»So denke ich auch…« Sie stöhnte wohlig. »Aber jetzt laß uns schweigen und genießen. In der Nacht werden wir die Särge verlassen und auf die Jagd gehen. Wie früher…«

»Ja, wie früher«, wiederholte der Earl of Luna. »Unser Freund, der Mond, scheint noch immer…«

Es waren vorerst seine letzten Worte. Die beiden lagen von nun an still in ihren Särgen in der Rückenlage und hatten die Hände auf dem Bauch aufeinandergelegt.

Sie warteten ab, genossen die Dunkelheit und gaben sich ihren Gedanken hin.

Diese wiederum drehten sich um die Menschen, um deren Blut und um die Jagd auf diesen so wichtigen Saft.

Aber sie wurden gestört.

Ihre Sinne hatten sich verstärkt. Sie wirkten wie Sensoren, und so hörten sie die Geräusche über sich.

Margot sprach es aus. »Bruder, es hört sich an, als würde dort jemand hergehen…«

»Ja, es sind Schritte.«

»Sucht man uns?«

»Wir haben einen angefallen. Er wird unsere Gedankenströme empfangen haben.«

»Ein Diener.« Sie lachte, bevor sie wütend fauchte. »Aber ich will nicht, daß er jetzt schon kommt. Noch ist es Tag. Er soll in der Nacht bei uns erscheinen und sich in dieser Gruft heimisch fühlen.«

»Dann schick ihn wieder weg…« Die Stimme des Blutsaugers klang schläfrig.
»Ja, ich versuche es.«
Untereinander verbindet die Blutsauger ein rätselhaftes Band, durch das sie miteinander kommunizieren. Die beiden Geschwister sahen ihr erstes Opfer nach langer Zeit als ihren Diener an, der das tun mußte, was sie verlangten.
Aber das Band war gerissen. Etwas hatte es gestört. Nur noch Gedankenfragmente konnte Margot empfangen, und die alarmierten sie.
So sicher, wie sich der Vampir gab, war er nicht mehr. Er stand unter Druck.
Empfing sie nicht einen geistigen Schrei nach Hilfe?
Es kam ihr beinahe so vor, doch genauer konnte sie darüber nicht nachdenken, die Verbindung war im nächsten Moment ganz abgerissen.
»Bruder…«
Der Earl of Luna vernahm den Unterton in der Stimme seiner Schwester.
»Was hast du?«
»Es ist etwas passiert!«
»Mit unserem Freund?«
»Ja. Der Kontakt, die Verbindung…«
»Sollen wir unsere Särge verlassen?«
»Noch nicht.«
Sie brauchten nicht mehr lange zu warten, denn von dort, wo sich der Einstieg befand, hörten sie kratzende Geräusche, als der schwere Deckel in die Höhe gehoben wurde.
»Es kommt jemand!« ächzte der Earl.
Seine Schwester erwiderte nichts. Sie saß in dem Sarg. Schräg über und vor sich zeichnete sich das graue Rechteck ab, nachgezeichnet vom Licht des Tages.
Die Luke stand offen, und oben an der Treppe erschien ihr Diener.
Nur war er nicht allein. Ein Vampirhasser stand bei ihm. Die Geschwister spürten seine Aura. Ohne sich abgesprochen zu haben, wußten sie, daß ein Feind gekommen war.
Das bedeutete Kampf…
Dann erklang der Warnschrei. Der Blutsauger an der Treppe hatte ihn ausgestoßen. Gleichzeitig sprang der Wiedergänger vor, verfehlte dabei die Stufen und kippte die lange Steintreppe hinab.
Aber auch ein Schuß knallte. Mit diesem Geräusch allerdings wußten die Vampir-Geschwister nichts anzufangen. Solche Waffen hatte es zu ihrer Zeit noch nicht gegeben.
Beide verließen hastig, ihre Särge…

***

Wie ein Ball war der Blutsauger die langen Stufen der Treppe hinuntergehüpft, mehrere Male auf die Kanten geschlagen und war irgendwo vor der Treppe liegengeblieben.

Es gab keinen Grund für mich, ihm nicht zu folgen, aber ich wollte nicht unbedingt in die stockdunkle Finsternis hineinlaufen und schaltete meine Halogenlampe ein.

In ihrem Strahl zitterte der Staub langer Jahrhunderte. Mir kam es vor, als hätte ich in einen Nebelschleier geleuchtet, doch der Staub war nicht so dicht, als daß er mir die gesamte Sicht versperrt hätte. Während ich ging, senkte ich die Lampe und sah vor der ersten Treppenstufe ein dunkles Bündel liegen.

Das mußte der Vampir sein.

Obwohl er sich nicht rührte, war ich vorsichtig. Da hatte ich schon zahlreiche Überraschungen hinter mir, denn immer wieder versuchten Schwarzblüter, Menschen reinzulegen.

Die Stufen waren nicht nur alt, auch staubig und ausgetreten. Manchmal zertrat ich dünne Spinnennetze oder bewegte mich auf einer Moosschicht weiter.

Zwei Stufen vor dem liegenden Vampir stoppte ich und senkte ihm den Lichtstrahl entgegen.

Der Küster war erlöst.

Meine Kugel hatte ihn am Hals erwischt. Man konnte da von einem Zufallstreffer sprechen.

Tief atmete ich durch. Obwohl er ein Blutsauger gewesen war, tat er mir irgendwie leid.

Über ihn stieg ich hinweg. Er hatte etwas in dieser Gruft gewollt und sie bestimmt nicht nur als ein Versteck angesehen. Irgend jemand mußte ihn zum Vampir gemacht haben. Ich war mir sicher, daß ich diese Bestien hier unten finden würde, denn es gab kein idealeres Versteck für sie. Ich leuchtete die Gruft aus.

Finster, unheimlich und mit allen Dingen versehen, die dazugehörten.

Nicht allein, daß an den Ecken der alten Decke Spinnweben klebten, unter ihnen standen die Gegenstände, die man auch als Vampir-Betten bezeichnete.

Es waren Steinsärge!

Sechs zählte ich, wobei vier von ihnen geschlossen waren.

Zwei Deckel lagen neben den Särgen!

Weshalb?

Der Grund war einfach. Meiner Ansicht nach mußten die Särge belegt sein.

Über meine Lippen huschte ein hartes Grinsen, als ich mich in Bewegung setzte und auf den links von mir stehenden, offenen Sarg

zuschritt. Die Lampe hielt ich ebenso fest wie die Beretta. Wenn sich ein Blutsauger zeigte, würde ich sofort schießen.

Aber wer konnten diese beiden Blutsauger sein? Woher kamen sie?

Was wollten sie? Und weshalb hatten sie sich so lange verkrochen?

Waren es tatsächlich die, die Richard Löwenherz damals nicht mehr hatte erwischen können?

Das wäre etwas gewesen!

Nur noch drei Schritte, dann hatte ich mein Ziel erreicht und blieb neben dem ersten Sarg stehen.

Ich leuchtete hinein.

Er war leer!

Verdammt auch.

Der zweite Sarg stand nicht weit entfernt, auch sein Deckel lag schräg neben dem Fußende und war gesplittert sowie gerissen. Auf der Oberseite klebten Spinnweben wie dünne Silberfäden.

Ich wußte, daß die Blutsauger in der Nähe lauerten. Nur hatte ich sie leider noch nicht entdecken können. In meinem Rücken war es still. Dort näherte sich also auch niemand.

Ich schritt zur Seite, damit ich um den Sarg herumleuchten konnte. Der Lampenstrahl folgte meiner Bewegung, bis in ihn hinein plötzlich ein in die Höhe schießender, kreischender Schatten flog, ich für einen Moment ein bleiches Männergesicht sah, das einen Lidschlag später verschwand, denn eine harte Hand schlug auf mein Gelenk. Ich hatte noch das Glück, daß mein Arm auf den Sargrand prallte.

Doch die Lampe konnte ich nicht mehr halten, und sie fiel in die steinerne Totenkiste.

Dann griff mich der Blutsauger an!

***

Da ich mein Kreuz hatte verschwinden lassen, glaubte er, leichtes Spiel mit mir zu haben, und eine Beretta kannte er nicht.

Gegen die prallte er aber. Ich flog nach hinten Es war Zufall, daß ich genau zwischen zwei Steinsärgen zu liegen kam, aber der verfluchte Blutsauger lag auf mir und tastete nach meiner Kehle!

Ich wollte ihn nicht sofort erledigen, aber er ließ mir keine andere Wahl.

Deshalb drückte ich ab.

Die Mündung stach noch immer gegen seinen Leib. Das geweihte Silbergeschoß jagte aus dem Lauf und drang tief in seinen Körper.

Der Blutsauger auf mir wurde hochgewuchtet. Ich sah ihn nur noch als Schatten nahe der aus dem offenen Sarg dringenden Lichtglocke meiner eingeschalteten Lampe.

Es sah so aus, als könnte er sich in dieser steifen Art noch halten, doch da war kein Band oder Seil, das ihn festhielt, so folgte er den

Gesetzen der Schwerkraft und kippte nach hinten weg.
Ich hörte den Aufschlag, sah seine hochgestellten Füße, die noch einmal zuckten, dann lag er still.
Ich war ebenfalls rasch auf den Füßen, stieg über den Blutsauger hinweg und griff in den offenen Sarg, in dem meine noch leuchtende Lampe lag.
Als ich sie hervorholte, drehte ich mich sofort in die Richtung des zweiten Sargs, der nicht verschlossen war. Mein linkes Handgelenk schmerzte, weil es unangenehme Bekanntschaft mit der Sargkante gemacht hatte, aber das waren Kleinigkeiten.
Wo steckte der zweite Vampir?
Er hatte Zeit genug gehabt, sich aus dem Staub zu machen. Ich leuchtete sicherheitshalber in die Totenkiste, fand sie natürlich leer und suchte auch in die Ecken und Winkel des Verlieses ab.
Er war nicht zu sehen.
Bis ich zwischen zwei Särge leuchtete, die nicht einmal weit von der untersten Treppenstufe entfernt standen. Dort sah ich dann die Bewegung.
Für den Bruchteil einer Sekunde erschien die bleiche Hand eines ausgestreckten Arms, der sofort wieder zurückgezogen wurde.
Ich hatte genug gesehen, handelte aber nicht, sondern zog mich zurück und hielt die Lampe so, daß ihr Schein nicht mehr in Richtung Treppe leuchtete.
Ich wollte dem anderen Blutsauger eine Chance geben!
Die Sekunden verstrichen. Sie kamen mir sehr lang vor, ich saß wie auf glühenden Kohlen und mußte einfach die besseren Nerven zeigen als mein Gegner.
Noch versteckte er sich.
Aber ich vernahm das Schaben. Es mußte entstanden sein, weil er über den Boden kroch. Meine Augen hatten sich längst an diese unnatürliche Dunkelheit gewöhnt, so daß ich die Dinge gut unterscheiden konnte.
Da schob sich jemand vor.
Im Gegensatz zu dem von mir erledigten Vampir war dies eine Gestalt, die ein weißes Kleid oder einen Überwurf trug. Zwar konnte ich sie nicht genau erkennen, war mir aber fast sicher, es mit einer Frau zu tun zu haben.
Ein weiblicher Blutsauger.
Auch das gab es.
Und als ich mich an die Worte McFishers erinnerte, so hatte er von der Blutsauger-Familie gesprochen. Da konnte durchaus eine weibliche Person überlebt haben.
Wahrscheinlich stand ich in der Familiengruft derer von Luna, und die letzte aus dem alten Geschlecht bewegte sich vorsichtig auf die

Treppe zu.

Ich hatte mittlerweile die Lampe gelöscht, um die Vampirin in Sicherheit zu wiegen. Aus der offenen Einstiegsluke fiel graues Tageslicht auf die Treppe und erreichte fast die letzte Stufe, vor der der bewegungslose Körper des Küsters lag.

Sie schritt auf ihn zu.

Noch zeigte sie mir den Rücken. Ein wenig gebückt ging sie schon und sehr steif. Ein Mensch hätte mir so seine Furcht gezeigt. Der Vampir mußte auch Angst haben, denn als er vor der Leiche des Küsters stand, stoppte er und drehte den Kopf.

Ja, es war eine Frau.

Ich erkannte es am Profil, und in diesem Augenblick knipste ich wieder die Lampe an, richtete den Strahl auf sie, so daß sie zurückzuckte, den Kopf drehte und dabei ein heiserer Laut der Wut über ihre Lippen drang.

Sie wollte aus dem Lichtkreis weg, aber meine Hand folgte jeder ihrer Bewegungen, und sie hörte auch meinen Befehl.

»Bleib ruhig, Bestie!«

Normalerweise gehorchten Vampire nicht. Bei dieser Wiedergängerin war es anders. Zwar sah es aus, als wollte sie die Treppe hinauflaufen, aber sie überlegte es sich anders und stand auf dem Fleck.

»Bleib so«, sagte ich und ging langsam auf sie zu.

Sie hörte mich, tat aber nichts.

Ungefähr eine Körperlänge von ihr entfernt blieb ich stehen. Ich hatte plötzlich eine Idee. Bisher hatte ich nicht viel über die Hintergründe des Falles erfahren, das sollte nun aus berufenem Munde geschehen.

Die Beretta ließ ich verschwinden. Ich konnte sie notfalls schnell genug ziehen. Dafür griff ich in die Tasche und holte etwas anderes hervor.

»Du kannst dich jetzt herumdrehen!« sagte ich. »Aber langsam, ich will dich unter Kontrolle halten!«

Sie gehorchte.

Ich hielt die Lampe so, daß ich die Bestie nicht blendete, sie aber trotzdem sah.

Zum erstenmal erschien das Gesicht dicht vor mir.

Nein, es war kein Gesicht mehr, sondern eine alte, schon fast verweste Fratze mit einer bleichen und zugleich ledrig wirkenden Haut. Die Haare auf dem Schädel sahen aus wie schmutzige, ineinander verfranste Wollknäuel, die sich in alle Richtungen verteilt hatten.

Sie bot ein widerliches Bild. Knochen und Haut bildeten das Gesicht, ich sah die beiden leicht gebogenen Zähne aus dem Oberkiefer ragen und auch noch Ungeziefer durch das Gestrüpp der Haare kriechen.

»Schau auf meine Hand!« befahl ich.
Ich hatte die linke Faust ausgestreckt, die ich nun öffnete. Ich präsentierte ihr den Gegenstand, den ich aus der Tasche gezogen hatte.
Sie sah ihn, das Gesicht verzerrte sich noch mehr, auch wollte sie einen Schritt zurück, aber der Tote hielt sie auf.
»Kennst du es?«
Sie nickte und gab mir mit rauh klingenden Worten die Antwort. »Das Siegel der Templer, das Siegel des Richard Löwenherz…«

***

»Genau das ist es«, sagte ich und hatte in dieser dunklen, unheimlich wirkenden Gruft endlich die Bestätigung für meine Vermutung gefunden.
Das Siegel des Richard Löwenherz war also echt. Es hatte die Jahrhunderte überlebt und mußte meiner Ansicht nach seine Magie noch erhalten haben. Damals war es wahrscheinlich von Richard Löwenherz eingesetzt worden, jetzt besaß ich es und war bereit, die letzte aus dem Clan der Vampir-Familie zu vernichten.
Sie konnte den Blick nicht davon abwenden. Durch ihren Körper lief ein Zittern. Sie bewegte den lappigen Mund, aber erst später drangen die Worte hervor.
»Das Siegel, das Kreuz, der Löwe«, ächzte sie. »Wer bist du? Wie kommst du daran?«
»Ich bin nicht Richard Löwenherz!«
»Nein, er ist tot.«
»Aber ich bin sein Erbe und werde, das vollenden, was ihm nicht gelungen war. Wie war das damals, als er die Burg hier niederbrennen ließ?«
Die Augen der Bestie wurden groß. Die Erinnerung übermannte sie.
Stockend begann sie ihren Bericht. »Damals jagte man uns. Er war an der Spitze der Häscher, aber er erwischte nicht alle. Nein, wir beide konnten fliehen. Ich, Margot und mein Bruder, der Earl. Wir schauten zu, wie sie starben und sie verbrannt wurden. Man hat sie ans Flammenkreuz gehängt, dort erfaßte sie das Feuer und verzehrte sie zu Asche. Aber mein Bruder und ich entkamen, wir wollten überleben, wir schworen ihm Vernichtung, und als wir diesen Schwur nicht einhalten konnten…«
»Habt ihr ihn verfolgt?«
»Ja, wir waren hinter ihm her. Auf seinen Kreuzzügen haben wir ihn oft ein Stück begleitet, aber wir kamen nicht an ihn heran, er war gut, und er hatte das Siegel. Dann geriet er in Gefangenschaft, und wir zogen uns in die Wälder zurück.«
»Wo ihr vom Blut der Tiere gelebt habt.«

»Genau.«

Ich nickte ihr zu. »Jetzt besitze ich das Siegel, und ich werde es für meine Zwecke einsetzen. Es soll mir oder Richard Löwenherz noch einen letzten Dienst erweisen…«

»Nein, nein, nein!« Sie sprach es scharf aus, wich zurück und stieg über den toten Küster hinweg, damit sie auf der Treppe entkommen konnte.

Ich war viel schneller.

Auf der dritten Stufe erwischte ich sie und hieb meine linke Faust gegen ihre Schulter.

Dieser Treffer schmetterte sie in die Knie. Auf der Stufe sank sie zusammen, wäre fast wieder hinabgerollt, doch ich hielt sie mit meinem Fuß auf.

Sie lag schräg und auf zwei Stufen, schaute mir ins Gesicht. Ich hatte das Gefühl, in allmählich brechende Augen zu sehen, und öffnete abermals meine Faust.

Wieder lag das Siegel in ihrem Sichtbereich. Diesmal verzerrte sich ihr Gesicht nicht mehr, es blieb eine Maske, aber auch für mich war dies kein Spiel.

Ich bückte mich.

Somit näherte sich auch das Siegel der Templer ihrem Gesicht, und sie wußte genau, was das bedeutete.

»Neiiiiinnn!« keuchte sie. »Nicht!«

Ihr Schrei brach ab, denn ich hatte sie voll erwischt. Das Siegel berührte ihr Gesicht, es drückte sich hinein. Für einen Moment spürte ich noch den Widerstand, der brach allerdings zusammen wie brüchiges Verbundglas.

Ich faßte in Knochen - und Staub!

Das Siegel der Templer hatte die gleiche Funktion übernommen wie mein Kreuz, und als ich meine Hand zurückzog, um mir das Siegel anzusehen, da leuchtete über dem Halbmond das Kreuz mit einem fahlen Silberschein, der so etwas wie einen Schatten gegen mein Gesicht warf.

Erst als ich die Gruft hinter mir gelassen hatte und tief durchatmete, legte sich das Leuchten.

Ich lehnte mich gegen einen Stein.

McFisher war noch nicht wieder zurückgekehrt. Ich hatte etwas Zeit zum Nachdenken.

Mir war klar, daß sich mit dem Fund des Siegels ein neuer Problemkreis aufgetan hatte. Ich war nicht nur Hector de Valois, sondern auch Richard Löwenherz. Wer mir etwas anderes sagte, den hätte ich als einen Lügner angesehen.

Die Bürde vergrößerte sich, die Last der Verantwortung drückte, und doch war ich bereit, mich ihr zu stellen, wie ich es auch in der

Vergangenheit immer wieder getan hatte.

Erst als ich Stimmen hörte, verließ ich den Platz. An den. Trümmern des Segelflugzeuges traf ich mit McFisher und den Helfern zusammen, die er geholt hatte. Sie kümmerten sich um den Piloten, den sie - das will ich vorwegnehmen - auch durchbrachten.

McFisher schaute mich nur an.

»Es ist alles erledigt«, sagte ich auf seine stumme Frage. »Das letzte Mitglied des Clans ist vor einigen Minuten zu Asche zerfallen.«

»Gut«, sagte der pensionierte Lehrer und atmete tief durch…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 404 »Karten des Unheils«